



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Hoffmann's sämtliche Werke

**Hoffmann, E. T. A.**

**Paris, 1841**

Prinzessin Brambilla.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

# Prinzessin Brambilla.

Ein Capriccio nach Jakob Callot.

## Erstes Kapitel.

Saubere Wäscherinnen eines reichen Kleides auf eine junge Putzmadam. — Definition des Schauspieler, der Liebhaber darfst. — Von der Emotion italischer Mädchen. — Wie ein kleiner schwarziger Mann in einer Tasse sitzend den Wäscherinnen obliegt und anständige Damen zwischen Mauthier-Oberu flet machen. — Der Mauthier-Oberu und der Zahn des afrikanischen Prinzen. — Himmelkloß und Kefa. — Pantalons und die Weinflasche mit wunderbarem Inhalt.

Die Dämmerung brach ein, es lautete in den Kloßern zum We: da warf das holde hübsche Kind, Giacinta Soardi geheissen, das reiche Frauenkleid von rothem schwerem Atlas, an dessen Befas sie ämsig gearbeitet, bei Seite und schaute aus dem hohen Fenster unmutthig hinab in die enge, öde, menschenleere Gasse.

Die alte Beatrice räunte indessen die bunten Mäskenzüge jeder Art, die in dem kleinen Stübchen auf Tischen und Stühlen umherlagen, sorglich zusammen und hing sie der Reihe nach auf. Beide Arme in die Seiten gestemmt, stellte sie sich dann hin vor den offenen Schrank und sprach schmunzelnd: „In der That, Giacinta, wir sind diesmal fleißig gewesen; mich dünkt, ich sehe die halbe lustige Welt des Corso hier vor Augen. Aber auch noch niemals hat Meister Bescepi bei uns solch' reiche Bestellungen gemacht. — Nun, er weiß, daß unser schönes Rom dieses Jahr wieder recht aufglänzen wird, in aller Lust, Pracht und Herrlichkeit. Sieb Acht, Giacinta, wie der Jubel morgen, an dem ersten Tage unsers Carnavals, sich erheben wird! Und morgen — morgen schüttert uns Meister Bescepi eine ganze Hand voll Ducaten in den Schooß — Sieb Acht, Giacinta! Aber was ist Dir, Kind? Du hängst den Kopf, Du bist verdrießlich — mürrisch? und morgen ist Carneval?“

Giacinta hatte sich in den Arbeitessessel gesetzt und starrte, den Kopf in die Hand gestützt, zum Boden nieder, ohne auf die Worte der Alten zu achten. Als diese aber gar nicht aufhörte von der bevorstehenden Lust des Carnavals zu schwätzen, da begann sie: „Schweig doch nur, Alte, schweig doch nur von einer Zeit, die für andere lustig genug seyn mag, mir aber nichts bringt als Verdruß und Langeweile. Was hilft mir mein Arbeiten bei Tag und Nacht? was helfen uns Meister Bescepi's Ducaten? — Sind wir nicht bitterarm? müssen wir nicht sorgen, daß der Verdienst dieser Tage vorhalte, das ganze Jahr hindurch uns kümmerlich genug zu ernähren? Was bleibt uns übrig für unser Vergnügen?“

„Was hat unsere Armuth mit dem Carneval zu schaffen?“ erwiderte die Alte, „sind wir nicht voriges

Jahr umhergelaufen vom Morgen bis in die späte Nacht, und sah ich nicht sein aus und stattlich als Tochter? — Und ich hatte Dich am Arm und Du warst allerliebste die Gärtnermädchen — hihi! und die schönsten Masken lesten Dir nach und sprachen zu Dir mit zuckersüßen Worten. Nun, war das nicht lustig? Und was hält uns ab, dieses Jahr dasselbe zu unternehmen? Meinen Dettm darf ich nur gehörig ausbürsten, dann verschwinde wohl alle Spuren der bösen Confetti, mit denen er beworfen, und Deine Gärtnerin hängt auch noch da. Ein paar neue Bänder, ein paar frische Blumen — was bedarf es mehr für Euch, um hübsch und schmunzeln zu seyn?“ — „Was spricht Ihr, Alte?“ rief Giacinta, „in den armseligen Lumpen sollt ich mich hinauswagen!“ — Nein! — ein schönes spanisches Kleid, das sich eng an den Leib schließt und dann hinabwallt in reichen herben Falten, weite geschligte Ärmel, aus denen herliche Spitzen hervordauschen — ein Hütlein mit hell wählenden Federn, ein Gürtel, ein Halsband von strahlenden Diamanten — so möchte Giacinta hinaus in den Corso und sich niederlassen vor dem Palast Musconi. — Wie die Cavaliere sich hinandrängen würden — wer ist die Dame? — Gewiß eine Gräfin — eine Prinzessin, und selbst Pulcinella würde ergriffen von Ehrfurcht und vergäbe seine tollsten Neckereien!“ — „Ich here Euch zu,“ nahm die Alte das Wort, „mit großer Verwunderung. Sagt, seit wann ist denn ein verwünschter Dummhüteufel in Euch gefahren? — Nun, wenn Euch denn der Sinn so gar hoch steht, daß Ihr es Gräfinnen, Prinzessinnen nachthun wollt, so seyd so gut und schaff Euch einen Liebhaber an, der um Eurer schönen Augen willen tapfer in den Fortunatensäckel zu greifen vermag und jagt den Signor Giglio fort, den Haberrichts, der geschickt es ihm, daß er ein paar Ducaten in der Tasche verspürt, alles verdröbelt in wolktrichenden Pantomime und Mäschereien, und der mir noch zwei Paoli schuldig ist für den neugewaschenen Spigenkragen.“

Während dieser Reden hatte die Alte die Lampe in Ordnung gebracht und angezündet. Als nun der hell Schein Giacinta ins Gesicht fiel, gewahrte die Alte, daß ihr die bittren Thränen aus den Augen perlten. „Giacinta,“ rief die Alte, „um alle Heiligen, Giacinta, was ist Dir, was hast Du? — Ei Kind, so hüß habe ich es ja gar nicht gemeint. Sey nur ruhig, arbeit nicht so ämsig; das Kleid wird ja doch wohl noch fertig zur bestimmten Zeit.“ — „Ach,“ sprach Giacinta, ohne von der Arbeit, die sie wieder begannen, aufzuhören, „ach eben das Kleid, das böse Kleid ist es, pland ich, das mich erfüllt hat mit allerlei thörichtem Gekese

„Sagt, Alte, habt Ihr wohl in Eurem ganzen Leben ein Kleid gesehen, das diesem an Schönheit und Pracht zu vergleichen ist? Meister Bescapi hat sich in der That selbst übertroffen; ein besonderer Geist waltete über ihm, als er diesen herrlichen Atlas zuschnitt. Und dann die prächtigen Spitzen, die glänzenden Tressen, die kostbaren Steine, die er zum Befestigen uns anvertraut hat, um alle Welt möcht' ich wissen, wer die Glückliche ist, die sich mit diesem Götterkleide schmücken wird.“ „Was kümmert uns das?“ fiel die Alte dem Mädchen ins Wort, „wir machen die Arbeit und erhalten unser Wohl. Aber wahr ist es, Meister Bescapi that so geheimnissvoll, so seltsam. — Nun, eine Prinzessin muß es verdienen seyn, die dieses Kleid trägt und, bin ich auch sonst eben nicht neugierig, so wär' mir's doch lieb, wenn Meister Bescapi mir den Namen sagte, und ich werde ihm morgen schon so lange zusehen, bis er's thut.“ „Ach nein, nein!“ rief Giacinta, „ich will es gar nicht wissen, ich will mir lieber einbilden, kein Sterbliche werde jemals dies Kleid anlegen, sondern ich arbeite an einem geheimnissvollen Feenschmuck. Mir ist wahrhaftig schon, als gäbten mich aus den glänzenden Steinen allerlei kleine Geisterchen lächelnd an und läspelten mir zu: „Möge — nahe frisch für unsere schöne Königin, wir helfen Dir — wir helfen Dir!“ — Und wenn ich so die Spitzen und Tressen in einander schlinge, dann dünkt es mich, als küßten kleine liebliche Geister mit gottgehauchtem Söhnen durch einander und — O weh!“ — So sprach Giacinta auf; eben den Busensteif nähernd, hatte sie sich bestig in den Finger gestochen, daß das Blut wie aus einem Springquell hervorströmte. „Hilf Himmel!“ rief die Alte, „das schöne Kleid!“ nahm die Lampe, leuchtete nahe hin, und reichliche Tropfen des Blutes über. „Hilf Himmel, das schöne Kleid!“ rief Giacinta, halb ohnmächtig vor Schreck. Unerachtet es aber gewiß, daß beides, Blut und Del, sich auf das Kleid ergossen, so konnte doch weder die Alte, noch Giacinta auch nur die mindeste Spur eines Flecks entdecken. Nun nähete Giacinta flugs weiter, bis sie mit einem freudigen: „Fertig — fertig!“ aufsprang und das Kleid in die Höhe hielt.

„U wie schön!“ rief die Alte, „ei wie herrlich — wie prächtig!“ — Rein, Giacinta, nie haben Deine liebsten Händchen so etwas gefertigt — Und weißt Du wohl, Giacinta, daß es mir scheint, als sey das Kleid ganz und gar nach Deinem Wuchs geschnitten, als habe Meister Bescapi niemandem anders als Dir selbst das Maß dazu genommen?“ „Warum nicht gar?“ erwiderte Giacinta über und über erröthend, „Du träumst, Alte! bin ich denn so groß und schlank, wie die Dame, für welche das Kleid bestimmt seyn muß? — Nimm es hin, nimm es hin, verwahre es sorglich bis Morgen! Ob der Himmel, daß beim Tageslicht kein böser Fleck zu entdecken! — Was würden wir Armen nur anfangen? — Nehmt es hin!“ — die Alte zögerte.

„Freilich,“ sprach Giacinta, das Kleid betrachtend, „freilich, bei der Arbeit ist mir manchmal es so vorgekommen, als müsse mir das Kleid passen. In der That möcht' ich schlank genug seyn, und was die Länge betrifft!“ — „Giacinina,“ rief die Alte mit leuchtenden Augen, „Giacinina, Du erräthst meine Gedanken, ich die Demigen — Mag das Kleid anlegen, wer da will, Prinzessin, Königin, Fee, gleichviel, meine Giacinina muß sich zuerst darinnen pugen!“ — „Nimmermehr,“ sprach Giacinta; aber die Alte nahm ihr das Kleid aus den Händen, hing es sorglich über den Lehstuhl und bogam des Mädchens Haar loszuflechten, das sie dann gar freilich aufzuneiteln mußte: dann holte sie das mit Blumen und Federn geschmückte Hütchen, das sie auf Bescapi's Weisheit so dem Anzuge aufpuken müssen, aus

dem Schranke und befestigte es in Giacinta's kastanienbraunen Locken. — „Kind, wie Dir schon das Hütchen allerliebste steht! Aber nun herunter mit dem Tädelchen!“ So rief die Alte und begann Giacinta zu entkleiden, die in holder Verschämtheit nicht mehr zu widersprechen vermochte.

„Hm,“ murmelte die Alte, „dieser sanft gewölbte Nacken, dieser Lilienbusen, diese Labrador-Kerne, die Mediceerin hat sie nicht schöner geformt, Giulio Romano sie nicht herrlicher gemalt — Möchte doch wissen, welche Prinzessin nicht mein süßes Kind darum beneiden würde!“ — Als sie aber nun dem Mädchen das prächtige Kleid anlegte, war es, als ständen ihr unsichtbare Geister bei. Alles fügte und schickte sich, jede Nadel saß im Augenblick recht, jede Falte legte sich wie von selbst, es war nicht möglich zu glauben, daß das Kleid für Seemannen anders gemacht seyn könnte, als eben für Giacinta.

„O all ihr Heiligen,“ rief die Alte, als Giacinta nun so prächtig gepust vor ihr stand, „Du bist wohl gar nicht meine Giacinta — ach — ach — wie schön seyd Ihr, meine gnädigste Prinzessin! — Aber warte — warte! hell muß es seyn, ganz hell muß es seyn im Stübchen!“ — Und damit holte die Alte alle geweihte Kerzen herbei, die sie von den Marienfesten erspart, und zündete sie an, so daß Giacinta da stand von strahlendem Glanz umflossen.

Vor Erstaunen über Giacinta's hohe Schönheit und noch mehr über die anmuthige und dabei vornehme Weise, womit sie in der Stube auf und ab schritt, schlug die Alte die Hände zusammen und rief: „O wenn Euch doch nur jemand, wenn Euch doch nur der ganze Corso schauen könnte!“

In dem Augenblick sprang die Thüre auf, Giacinta flog mit einem Schrei an's Fenster, zwei Schritte in's Zimmer hineingetreten blieb ein junger Mensch an den Boden gewurzelt stehen, wie zur Bildsäule erstarrt.

Du kannst, vielgeliebter Leser, den jungen Menschen, während er so laut- und regungslos dasteht, mit Mühe betrachten. Du wirst finden, daß er kaum vier bis fünf und zwanzig Jahre alt seyn kann und dabei von ganz artigem hübschem Ansehen ist. Seltsam scheint wohl deshalb sein Anzug zu nennen, weil jedes Stück desselben an Farb und Schnitt nicht zu tabeln ist, sondern ein aber durchaus nicht zusammenpassen will, sondern ein grell absteichendes Farbenspiel darbietet. Dabei wird, unerachtet alles sauber gehalten, doch eine gewisse Armseligkeit sichtbar; man merkt's der Spitzen-Krause an, daß zum Wechseln nur noch eine vorhanden, und den Federn, womit der schief auf den Kopf gedrückte Hut fantastisch geschmückt, daß sie mühsam mit Draht und Nadel zusammengehalten. Du gewahrst es wohl, gezeigter Leser, der junge also gekleidete Mensch kann nichts anders seyn, als ein etwas eitler Schauspieler, dessen Verdienste eben nicht zu hoch angeschlagen werden; und das ist er auch wirklich. Mit einem Wort — es ist derselbe Giglio Fava, der der alten Beatrice noch zwei Paoli für einen gewaschenen Spitzen-Kragen schuldet.

„Ha! was seh' ich?“ begann Giglio Fava endlich so emphatisch, als stände er auf dem Theater Argentina, „ist es ein Traum, der mich von Neuem täuscht? — Nein! sie ist es selbst, die Göttliche — ich darf es wagen sie anzureden mit kühnen Liebesworten? — Prinzessin — o Prinzessin!“ — „Sei kein Hase,“ rief Giacinta, „und spare die Poffen auf für die folgenden Tage!“ —

„Weiß ich denn nicht,“ erwiderte Giglio, nachdem er Athem geschöpft mit erzwungenem Lächeln, „weiß ich denn nicht, daß Du es bist, meine holde Giacinta,

aber sage, was bedeutet dieser prächtige Anzug? — In der That, noch nie bist Du mir so reizend erschienen, ich möchte Dich nie anders sehen.“

„So?“ sprach Giacinta erzürnt; „also meinem Ausrüstungsstücke, meinem Federhütchen gilt Deine Liebe?“ — Und damit entschlüpfte sie schnell in das Nebensübchen und trat bald darauf alles Schmucks entledigt in ihren gewöhnlichen Kleidern wieder herein. Die Alte hatte in dessen die Kerzen ausgelöscht und den vorwigen Giglio tüchtig herunter gescholten, daß er die Freude, die Giacinta an dem Kleide gehabt, das für irgend eine vornehme Dame bestimmt, so verkört und noch dazu ungalant genug zu verstehen gegeben, daß solcher Prunk Giacinta's Reize zu erhöhen und sie liebenswürdiger, als sonst, erscheinen zu lassen vermöge. Giacinta stimmte in diese Lektion tüchtig ein, bis der arme Giglio, ganz Demuth und Reue endlich so viel Ruhe errang, um wenigstens mit der Versicherung gebört zu werden, daß seinem Erstaunen ein seltsames Zusammentreffen ganz besonderer Umstände zum Grunde gelegen. „Laß Dir's erzählen!“ begann er, „mein holdes Kind, mein süßes Leben, welch ein märchenhafter Traum mir gestern Nachts aufging, als ich ganz müde und ermattet von der Rolle des Prinzen Laer, den ich, Du weißt es, eben so die Welt, über alle Maßen vortreflich spiele, mich auf mein Lager geworfen. Mich dünkte, ich sey noch auf der Bühne und zankte sehr mit dem schmutzigen Geizhals von Impressario, der mir ein paar lumpige Dukaten Vorschuß hartnäckig verweigerte. Er überhäufte mich mit allerlei dummen Vorwürfen; da wollte ich, um mich besser zu vertheidigen, einen schönen Gestus machen, meine Hand traf aber unversehens des Impressario rechte Wange, so daß dabei Klang und Melodie einer derben Ohrseige herauskam; der Impressario ging ohne weiteres mit einem großen Messer auf mich los, ich wich zurück und dabei fiel meine schöne Prinzen = Mütze, die Du selbst, mein süßes Heffen, so artig mit den schönsten Federn schmücktest, nie jemals einem Strauß entpflücht, zu Boden. In voller Wuth warf sich der Unmensche, der Barbar über sie her und durchstach die Aermste mit dem Messer, daß sie sich im quaalvollen Sterben winselnd zu meinen Füßen krümmte. — Ich wollte — mußte die Unglückliche rächen. Den Mantel über den linken Arm geworfen, das fürstliche Schwert gezückt, drang ich ein auf den ruchlosen Mörder. Der floh aber schnell in ein Haus und drückte vom Balkon herunter Truffaldino's Flinte auf mich ab. Seltsam war es, daß der Blitz des Feuergewehrs stehen blieb und mich anstrahlte wie funkelnde Diamanten. Und so wie sich mehr und mehr der Dampf verlor, gewahrte ich wohl, daß das, was ich für den Blitz von Truffaldino's Flinte gehalten, nichts anders war, als der köstliche Schmuck am Hütlein einer Dame. — O all' Ihr Götter! Ihr seligen Himmel allesammt! — eine süße Stimme sprach — nein! sang — nein! hauchte Liebesduft in Klang und Ton! — „O Giglio — mein Giglio!“ — Und ich schaute ein Wesen in solch göttlichem Liebreiz, in solch hoher Anmuth, daß der sengende Scirocco inbrünstiger Liebe mir durch alle Adern und Nerven fuhr und der Gluthstrom erlarrte zur Lava, die dem Vulkan des aufstammenden Herzens entquollen. — „Ich bin die Prinzessin,“ sprach die Göttin sich mir nahest. „Wie?“ unterbrach Giacinta den Verzückten zornig, „Du unterstehst Dich von einer Andern zu träumen, als von mir? Du unterstehst Dich in Liebe zu kommen, ein dummes einfältiges Traumbild schauend, das aus Truffaldino's Flinte geschossen?“ — Und nun regnete es Vorwürfe und Klagen und Scheltworte und Verwünschungen, und alles Bethuern und alles Versichern des armen Giglio, daß die Traumprinzessin gerade so gekleidet ge-

wesen, wie er eben seine Giacinta getroffen, wollte ganz und gar nichts helfen. Selbst die alte Beatrice, selbst eben nicht geneigt, des Signor Habenichtes, wie sie den Giglio nannte, Partbie zu nehmen, fühlte sich von Mitleid durchdrungen, und ließ nicht ab von der störrischen Giacinta, bis sie dem Geliebten den Traum unter der Bedingung verzieh, daß er niemals mehr ein Wortlein davon erwähnen sollte. Die Alte brachte ein gutes Glas Maccaroni zu Stände, und Giglio holte, da, den Traum entgegen, der Impressario ihm wirklich ein paar Dukaten vorgezoffen, eine Lüte Zuckerwerk und eine mit in der That ziemlich trinkbarem Wein gefüllte Psote aus der Manteltasche hervor. „Ich sehe doch, daß Du an mich denkst, guter Giglio,“ sprach Giacinta, indem sie eine überzuckerte Frucht in das Mischchen steckte. Giglio durste ihr sogar den Finger lüpfen, bis die böse Nadel verlegt, und alle Bönne und Entschuldigete wieder. Langt aber einmal der Teufel mit, so lassen die artigsten Sprünge nicht. Der böse Teufel selbst war es nämlich wohl, der dem Giglio einlag, nachdem er ein paar Gläser Wein getrunken, also zu rufen: „Nicht geglaubt hätt' ich, daß Du, mein süßes Leben, so eifersüchtig auf mich seyn könntest. Aber Du hast Recht. Ich bin ganz hübsch von Ansehen, begabt von der Natur mit allerlei angenehmen Talenten; aber nicht als das — ich bin Schauspieler. Der junge Schauspieler, welcher, so wie ich, verliebte Prinzen göttlich lobt, mit geziemlichen D und Ach, ist ein wandelnder Roman, eine Intrigue auf zwei Weinen, ein Liebesstück mit Lippen zum Küssen, mit Armen zum Umfassen, ein aus dem Einband ins Leben gesprungenes Abenteuer, das der Schönsten vor Augen steht, wenn sie das Buch zugetlappt. Daher kommt es, daß wir unwiderstehlichen Zauber üben an den armen Weibern, die vernarrt sind in Alles, was in und an uns ist, in unser Gemüth, in unsere Augen, in unsere falschen Steine, Federn und Bänder. Da gilt nicht Rang, nicht Stand; Wälschemädchen oder Prinzessin — gleichviel! — Nun sage ich Dir, mein holdes Kind, daß, täuschen mich nicht gewisse geheimnißvolle Ahnungen, necht mich nicht ein böses Spuk, wie ich das Herz der schönsten Prinzessin erbrannt ist in Liebe zu mir. Hat sich das begeben, der begiebt es sich noch, so wirst Du, mein süßes Leben, es mir nicht verdenken, wenn ich den Goldschloß der ich mir aufstuh, nicht unbenützt lasse, wenn ich Dich ein wenig vernachlässige, da doch ein armes Ding von Pommacherin.“ Giacinta hatte mit immer steigender Aufmerksamkeit zugehört, war dem Giglio, in dessen sich mernden Augen sich das Traumbild der Nacht spiegelte, immer näher und näher gerückt; jetzt sprang sie auf, auf, gab dem beglückten Liebhaber der schönsten Prinzessin eine solche Ohrseige, daß alle Feuerfunken aus ihren verhängnißvollen Flinte Truffaldino's vor seinen Augen hüpfen, und entsprang schnell in die Kammer. Alles ihre Bitten und Flehen half nun nichts mehr. „Nur ist's aus,“ sprach die Alte und leuchtete dem betäubten Giglio die enge Treppe hinab. — Es muß mit der Smorfia, mit dem seltsam launischen, etwas ungeschickten Wesen junger italienischer Mädchen eine eigentümliche Verwandniß haben; denn Kenner versichern einmüthig, daß eben aus diesem Wesen sich ein wunderbarer Zauber solch unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit entspringt, daß der Gefangene, statt unmutig die Bande zu zerreißen, sich noch fester darin verstrickt, daß der schönste Weise abgefertigte Amante, statt ein neues Abenteuer zu unternehmen, nur desto inbrünstiger nach ihm flehe, wie es in jenem Volksliedlein heißt: Vien qua, Dorina bella, non far la smorfiosella! — Der, der mit Dir, geliebter Leser, also spricht, will wissen

den, das jene Luft aus Unlust nur erblühen könne in dem fröhlichen Süden, daß aber solch schöne Blüthe aus fröhlichem Stoff nicht aufkommen vermöge in unserm Norden. Wenigstens an dem Orte, wo er lebt, will er vorzüglichen Gemüthszustand, wie er ihn oft an jungen Leuten der Kindheit entnommen Mädchen bemerkt hat, gar nicht mit jener artigen Snorffosität vergleichen. Dort ihnen der Himmel angenehme Gesichtszüge verliehen, so verzerrten sie dieselben auf ungeziemliche Weise; alles ist ihnen in der Welt bald zu schmal, bald zu breit, kein schicklicher Platz für ihr kleines Figürlein hienieden, sie tragen lieber die Quaal eines zu engen Schuhs, als ein freundliches, oder gar ein geistreiches Wort, und nehmen es entsetzlich übel, daß sämtliche Jünglinge und Männer in dem Reichthum der Stadt sterblich in sie verliebt sind, welches sie denn doch wieder meinen, ohne sich zu ärgern. — Es giebt für diesen Seelenzustand des zartesten Geschlechts keinen Ausdruck. Das Substitut der Ungezogenheit, die darin enthalten, reflektirt sich hohlspiegelartig bei Knaben in der Zeit, die große Schulmeister mit dem Wort „Lümmeljahre“ bezeichnen. — Und doch war es dem armen Giglio ganz und gar nicht zu verdenken, daß er, auf seltsame Weise gespannt, auch wachend von Prinzessinnen und wunderbaren Abenteuer träumte. — Eben denselben Tag hatte, als er im Neufern schon halb und halb, im Innern aber ganz und gar Prinz Zaer, durch den Corso wandelte, sich in der That viel Abenteuerliches ereignet.

Es begab sich, daß bei der Kirche St. Carlo, gerade da, wo die Straße Condotti den Corso durchkreuzt, mitten unter den Buden der Wurstkrämer und Maccaronischer, der in ganz Rom bekannte Ciaramonte, Signor Cellonati geheißen, sein Gerüst aufgeschlagen hatte und dem um ihn her versammelten Volk tolles Märchenzeug vorschob, von geflügelten Raben, springenden Erdmännlein, Atramurwurzeln u. s. w., und dabei manches Arkana verkaufte für trostlose Liebe und Zahnschmerz, für Lotterienieten u. d. d. Da ließ sich ganz in der Ferne eine seltsame Musik von Zimbeln, Pfeifen und Trommeln hören, und das Volk sprengte auseinander und strömte, stürzte durch den Corso der Porta del Popolo zu, laut schreiend: „Schaut, schaut! — ei, ist denn schon der Carneval los? — Schaut — schaut!“

Das Volk hatte Recht; denn der Zug, der sich durch die Porta del Popolo langsam den Corso hinaufbewegte, konnte füglich für nichts anders gehalten werden, als für die seltsamste Maskerade, die man jemals gesehen. Auf zwölf kleinen schneeweißen Einhornern mit goldnen Besen saßen in rothe atlasne Talare eingehüllte Wesen, die gar artig auf silbernen Pfeifen bliesen und Zimbeln und kleine Trommeln schlugen. Weinade nach Art der blühenden Brüder waren in den Talaren nur die Augen ausgeschnitten und ringsum mit goldnen Treppen besetzt, welches sich wunderbarlich genug ausnahm. Als der Wind denn einen der kleinen Reiter den Talar etwas aufhob, starrte ein Bogelfuß hervor, dessen Krallen mit Brillenringen besetzt waren. Hinter diesen zwölf anmuthigen Musikanten zogen zwei mächtige Strauße eine große auf einem Rädergestell besessene goldgleisende Kutsche, in der ein kleiner alter Mann saß mit langem weißem Bart, in einen Talar von Silberstoff gekleidet, einen silbernen Trichter als Mütze auf das ehrwürdige Haupt gestülpt. Der Alte las, eine ungeheure Brille auf der Nase, sehr aufmerksam in einem großen Buche, das er vor sich aufgeschlagen. Ihm folgten zwölf reich gekleidete Mohren mit langen Speichen und kurzen Säbeln bewaffnet, die jedesmal, wenn der kleine Alte ein Blatt im Buche umschlug und dabei ein sehr feines scharf durchdringendes: Kurri — pire — kü — li — i i

vernehmen ließ mit gewaltig drohenden Stimmen sangen: Bram — bure — kü — ba — Ma monsa Riziburra — son — ton! Hinter den Mohren ritten auf zwölf Zeltern, deren Farbe reines Silber schien, zwölf Gestalten, beinahe so verhüllt wie die Musikanten, nur daß die Talare auf Silbergrund reich mit Perlen und Diamanten gestickt und die Ärmel bis an die Schulter entblößt waren. Die wunderbare Fülle und Schönheit dieser mit den herrlichsten Armspangen geschmückten Ärmel hätten schon verrathen, daß unter den Talaren die schönsten Damen versteckt seyn mußten; überdem mochte aber auch jede reitend sehr ämsig Fielet, wozu zwischen den Ohren der Zelter, große Sammtkissen besessigt waren. Nun folgte eine große Kutsche, die ganz Gold schien und von acht der schönsten, mit goldnen Schabracken behängten Maulthieren gezogen wurde, welche kleine sehr artig in bunte Federwämsen gekleidete Pagen an mit Diamanten besetzten Jägeln führten. Die Thiere wukten mit unbeschreiblicher Würde die stattlichen Ohren zu schütteln und dann ließen sich Löwe hören der Harmonika ähnlich, wozu die Thiere selbst, so wie die Pagen, die sie führten, ein pössliches Geschrei erhoben, welches zusammenklang auf die anmuthigste Weise. Das Volk drängte sich heran und wollte in die Kutsche hinein schauen, sah aber nichts, als den Corso, und sich selbst; denn die Fenster waren reine Spiegel. Mancher, der auf diese Art sich schaute, glaubte im Augenblick, er sähe selbst in der prächtigen Kutsche und kam darüber vor Freuden ganz außer sich, so wie es mit dem ganzen Volk geschah, als es von einem kleinen äußerst angenehmen Putcinella, der auf dem Kutschenbettel stand, ungemein artig und verbindlich begrüßt wurde. In diesem allgemeinen ausgelassenen Jubel wurde kaum mehr das glänzende Gefolge beachtet, das wieder aus Musikanten, Mohren und Pagen, den ersten gleich gekleidet, bestand, bei welchen nur noch einige in den zartesten Farben geschmackvoll gekleidete Affen befindlich, die mit sprechender Mimik auf den Hinterbeinen tanzten und im Koboldschiefen ihres Gleichen suchten. So zog das Abenteuer den Corso herab durch die Straßen bis auf den Platz Navona, wo es still stand vor dem Palast des Prinzen Bastianello di Visioja.

Die Thorflügel des Palastes sprangen auf und plötzlich verstumte der Jubel des Volks, und in der Todtenstille des tiefsten Erstaunens schaute man das Wunder, das sich nun begab. Die Marmorstufen hinauf durch das enge Thor zog alles, Einhörner, Pferde, Maulthiere, Kutsche, Strauße, Damen, Mohren, Pagen, ohne alle Schwierigkeit hinein und ein tausendstimmiges Ah! erfüllte die Lüfte, als das Thor, nachdem die letzten vier und zwanzig Mohren in blanker Reihe hinein geschritten, sich mit donnerndem Getöse schloß.

Das Volk, nachdem es lange genug vergebens gegaßt und im Palast alles still und ruhig blieb, bezierte nicht üble Lust, den Aufenthalt des Märchens zu stümen, und wurde nur mit Mühe von den Sbirren auseinander getrieben.

Da strömte alles wieder den Corso herauf. Vor der Kirche St. Carlo stand aber noch der verlassene Signor Cellonati auf seinem Gerüst und schrie und tobte entsetzlich: „Dummes Volk — einfältiges Volk! — Leute, was lauft, was rennt Ihr in tollem Unverstand und verlaßt Euern wackern Cellonati? — Hier hättet Ihr bleiben sollen und hören aus dem Munde des Weisesten, des erfahrensten Philosophen und Adepten, was es auf sich hat mit dem allen, was Ihr geschaut mit aufgerissenen Augen und Mäulern, wie thörigtes Knabenvolk! — Aber noch will ich Euch alles verkünden — hört — hört, — wer eingezogen ist in den Palast Visioja — hört, — hört — wer sich den Staub von den Ärmeln klopfen

läßt im Palast Pistoja!" — Diese Worte hemmten plötzlich den kreisenden Strudel des Volks, das nun sich hinandrängte an Gelionatis Gerüst und hinaufschaute mit neugierigen Blicken.

„Bürger Roms!" begann Gelionati nun emphatisch, „jauchzt, jubelt, werft Mützen, Hüte, oder was Ihr sonst eben auf dem Kopfe tragen möget, hoch in die Höhe! Euch ist großes Heil widerfahren; denn eingezo-gen in Eure Mauern ist die weltberühmte Prinzessin Brambilla aus dem fernen Aethiopien, ein Wunder an Schönheit und dabei so reich an unermeßlichen Schätzen, daß sie ohne Beschwerde den ganzen Corso pflastern lassen könnte mit den herrlichsten Diamanten und Brillan-ten — und wer weiß, was sie thut zu Eurer Freude! — Ich weiß es, unter Euch befinden sich gar viele, die keine Eitel sind, sondern bewandert in der Geschichte. Die werthen wissen, daß die durchlauchtigste Prinzessin Brambilla eine Uraetkin ist des weisen Königs Cophe-tua, der Troja erbaut hat, und daß ihr Großvater der große König von Serendippo, ein freundlicher Herr, hier vor E. Carlo unter Euch, Ihr lieben Kinder, sich oft in Maccaroni übernahm! — Füge ich noch hinzu, daß niemand anders die hohe Dame Brambilla aus der Taufe gehoben, als die Königin der Tarocke, Tartag-liona mit Namen, und daß Pulcinella sie das Lauten-spiel gelehrt, so wißt Ihr genug, um außer Euch zu ge-rathen — thut es, Leute! — Vermöge meiner geheimen Wissenschaften, der weißen, schwarzen, gelben und blauen Magie, weiß ich, daß sie gekommen ist, weil sie glaubt, unter den Masken des Corso ihren Herzensfreund und Bräutigam, den assyrischen Prinzen Cornelio Chiapperi aufzufinden, der Aethiopien verließ, um sich hier in Rom einen Backzahn austreiben zu lassen, welches ich glücklich vollbrachte! — Seht ihn hier vor Augen!" — Geli-onati öffnete ein kleines goldnes Schächtelchen, holte ei-nen sehr weißen langen spitzen Zahn heraus und hielt ihn hoch in die Höhe. Das Volk schrie laut auf vor Freude und Entzücken, und kaufte begierig die Modelle des prin-zlichen Zahns, die der Ciarlatano nun feil bot. „Seht, Ihr Guten," fuhr Gelionati dann fort, — „nachdem der assyrische Prinz Cornelio Chiapperi die Operation mit Standhaftigkeit und Sanftmuth ausgehalten, kam er sich selbst, er wußte nicht wie, abhanden. — Sucht, Leute, sucht, Leute, den assyrischen Prinzen Cornelio Chiapperi, sucht ihn in Euern Stuben, Kammern, Kü-chen, Kellern, Schränken und Schubladen! — Wer ihn findet und der Prinzessin Brambilla unverfehrt wieder-bringt, erhält ein Hundgeid von fünf Mal hunderttaus-ent Ducaten. So viel hat Prinzessin Brambilla auf seinen Kopf gesetzt, den angenehmen, nicht geringen In-halt an Verstand und Wig ungerethet. — Sucht, Leute, sucht! — Aber vermöget Ihr den assyrischen Prinzen, Cornelio Chiapperi, zu entdecken, wenn er Euch auch vor der Nase steht? — Ja! vermöget Ihr die durch-lauchtigste Prinzessin zu erschauen, wenn sie auch dicht vor Euch wandelt? — Nein, das vermöget Ihr nicht, wenn Ihr Euch nicht der Brillen bedient, die der weiße indische Magier Nassiamonte selbst geschliffen; und das-mit will ich Euch aus purer Nächstentliebe und Barm-herzigkeit aufwarten, insofern Ihr die Paoli nicht ach-tet." — Und damit öffnete der Ciarlatano eine Kiste und brachte eine Menge unmäßig großer Brillen zum Vorschein.

Hadte das Volk sich schon um die prinzlichen Back-zähne gar arg gekannt, so geschah es nun noch viel är-zger um die Brillen. Vom Zanken kam es zum Stoßen und Schlagen, bis zuletzt nach italienischer Art und Weise die Messer blinkten, so daß die Schirren abermals ins Mittel treten und das Volk, wie erst vor dem Palast Pistoja, auseinander treiben mußten.

Während sich dies alles begab, stand Giallo Troa, in tiefe Träume versunken, noch immer vor dem Palast Pistoja und starrte die Mauern an, die den seltsamsten aller Maskenzüge, und zwar auf ganz unerklärliche Weise, verschlungen. Wunderbar wollt' es ihm gemach-ten, daß er eines gewissen unheimlichen und dabei doch süßen Gefühls, das sich seines Innern ganz und gar be-maßigt, nicht Herr werden konnte; noch wunderbarer, daß er willkürlich den Traum von der Prinzessin, die dem Blig des Feuergewehrs entfunkelt, sich ihm in die Arme warf, mit dem abentheuerlichen Zuge in Verbin-dung setzte, ja daß eine Ahnung in ihm aufging, in der Kutsche mit den Spiegelfenstern habe eben niemand an-ders gesehen, als sein Traumbild. — Ein sanfter Schlag auf die Schulter weckte ihn aus seinen Träumereien; der Ciarlatano stand vor ihm.

„Gi," begann Gelionati, „mein guter Giallo, Ihr habt nicht wohl gethan, mich zu verla- en, mir keinen prinzlichen Backzahn, keine magische Brille abzulau-sen." — „Geh doch," erwiderte Giallo, „mit Euern Kinderpossen, mit dem wahnsinnigen Zeug, das Ihr dem Volke aufschwagt, um Euern nichtswürdigen Kram los zu werden!" — „Hoho," sprach Gelionati weiter, „thut nur nicht so stolz, mein junger Herr! Ich wollte, Ihr hättet aus meinem Kram, den nichtswürdig zu nennen Euch beliebt, manch treffliches Arcanum, oer-züglich aber denjenigen Talisman, der Euch die Kraft verleihe, ein vortrefflicher, guter, oder wenigstens läde-licher Schauspieler zu seyn, da es Euch nun wieder be-liebt, zur Zeit gar erbärmlich zu tragieren!" — „Was?" rief Giallo ganz erboßt, „Signor Gelionati, Ihr un-tersteht Euch, mich für einen erbärmlichen Schauspieler zu halten? mich, der ich der Abgott Roms bin?" — „Pöpp-chen!" erwiderte Gelionati sehr ruhig, „das bildet Ihr Euch nur ein; es ist kein wahres Wort daran. Ist Euch aber auch manchmal ein besonderer Geist aufge-gangen, der Euch manche Nothe gelingen ließ, so werdet Ihr das bißchen Beifall, oder Ruhm, das Ihr dadurch gewannt, heute unwiederbringlich verlieren. Denn seit, Ihr habt Euern Prinzen ganz und gar vergessen, und, steht vielleicht sein Bildniß noch in Euern Innern, so ist es farblos, stumm und starr geworden, und Ihr oer-möget nicht, es ins Leben zu rufen. Euere ganzer Sinn ist erfüllt von einem seltsamen Traumbild, von dem Ihr nun meint, es sey in der Glasfutsche dort in dem Palast Pistoja hineingefahren. — Merkt Ihr, daß ich Euere Inneres durchschaue?" —

Giallo schlug erröthend die Augen nieder. „Sinnet Gelionati," murmelte er, „Ihr seyd in der That ein sehr seltsamer Mensch. Es müssen Euch Wunderkräfte zu Gebote stehen, die Euch meine geheimsten Gedanken errathen lassen. — Und dann wieder Euere närrisches Thun und Treiben vor dem Volk. — Ich kann das nicht zusammenreimen — doch — gebt mir eine von Euern großen Brillen!" —

Gelionati lachte laut auf. „So seyd Ihr nun alle, Ihr Leute!" rief er, „laßt Ihr umher mit solchem Kopf und gesundem Magen, so glaubt Ihr an nichts, als was Ihr mit Euern Händen fassen könnt; packt Euch aber geistige, oder leibliche Indigestion, so greift Ihr begierig nach allem, was man Euch darbietet. Gehet jener Professore, der auf meine und auf alle sympo-tetische Mittel in der Welt seinen Harnstrahl schütten ließ, schlich Tages darauf in grämlich patetischem Ernst nach der Tiber und warf, wie es ihm ein altes Bettelweib gerathen, seinen linken Pantoffel ins Wasser, weil er glaubte damit das böse Fieber zu ertränken, das ihn so arg plagte; und jener weiseste Signor aller wei-ser Signoris trug Kreuzwurzelpulver in dem Mantel-zipfel, um besser Ballon zu schlagen. — Ich weiß es,

Eigter Kava, Ihr wollt durch meine Brille die Prinzessin Brambilla, Euer Traumbild, schauen; doch das wird Euch zur Stunde nicht gelingen! — Indessen nehmt und versucht's!"

Woll' Regier ergriff Siglio die schöne glänzende übergroße Brille, die ihm Gelionati darbot und schaute nach dem Palast. Wunderbar genug schienen die Mauern des Palastes durchsichtiges Krystall zu werden; aber nichts, als ein buntes unentwirrliches Gewirre von allerlei seltsamen Gestalten stellte sich ihm dar, und nur zuweilen juckte ein elektrischer Strahl durch sein Inneres, das hohe Traumbild verkündend, das sich vergebens dem toden Chaos entringen zu wollen schien.

„Alle böse Teufel der Hölle, Euch in den Hals zu jagen!" schrie plötzlich eine fürchterliche Stimme, dicht neben dem ins Schauen versunkenen Siglio, der sich zunächst bei den Schultern gepackt fühlte, „alle böse Teufel Euch in den Hals! — Ihr stürzt mich ins Verderben. In zehn Minuten muß der Vorhang in die Höhe; Ihr habt die erste Szene und Ihr steht hier und gafft, ein überwältigter Narr, die alten Mourn des öden Faltens an!" —

Es war der Impresario des Theaters, auf dem Siglio spielte, der im Schweiß der Todesangst ganz Rom durchkäufte, um den verschollenen primo amoroso zu suchen und ihn endlich da fand, wo er ihn am wenigsten vermutet.

„Halt einen Augenblick!" rief Gelionati und packte ebenfalls mit ziemlicher Handfestigkeit den armen Siglio bei den Schultern, der, ein eingerammter Pfahl, schmeicheln zu rühren vermochte, „halt einen Augenblick!" und dann leiser: „Signor Siglio, es ist möglich, daß Ihr morgen auf dem Corso Euer Traumbild seht. Aber Ihr müßt ein großer Thor, wenn Ihr Euch in einer solchen Maske herauszuschmeißen wolltet, das würde Euch am den Anblick der Schönsten bringen. Je abentheuerlicher, je abscheulicher, desto besser! eine tüchtige Nase, die mit Anstand und Selenruhe meine Brille trägt! wenn die dürft Ihr ja nicht vergessen!" —

Gelionati ließ den Siglio los, und im Nu brauste der Impresario mit seinem Amorofo fort, wie ein Sturmwind.

Gleich andern Tages unterließ Siglio nicht, sich eine Maske zu verschaffen, die ihm nach Gelionatis Rath, abentheuerlich und abscheulich genug schien. Eine seltsame mit zwei hohen Hahnsfedern geschmückte Kappe, dazu eine Larve mit einer rothen Nase, in hakenförmigem Bau und unbilliger Länge und Spitze, alle Erzeße der ausgelassensten Nasen überbietend, ein Wammis mit vielen Knöpfen, dem des Brigkella nicht unähnlich, ein breites hölzernes Schwert. — Siglios Selbstverläugnung, alles dieses anzulegen, hörte auf, als nun erstlich ein weites, bis auf die Pantoffeln herabreichendes Weinkleid, das zierlichste Piedestal verhüllen sollte, auf dem jemals ein primo amoroso gestanden und einhergegangen, „Mein," rief Siglio, „es ist nicht möglich, daß die Durchlauchtigen nichts halten auf proportionirten Maßes, daß sie nicht zurückgeschreckt werden sollte durch solch böse Entstellung. Nachahmen will ich jenen Schauspielers, der, als er in gräßlicher Verkappung im Gesellschaftlichen Stuhl das blaue Ungeheuer spielte, die zierlich gebaute Hand, die ihm die Natur verliehen, unter der bunten Tigerlappenfote hervorstrecken wußte und dadurch die Herzen der Damen schon vor seiner Verwandlung gewann! — Was bei ihm die Hand, ist bei mir der Fuß!" — Darauf legte Siglio ein hübsches himmelblau seidnes Weinkleid mit dunkelrothen Schleifen, dazu aber rosenfarbene Strümpfe und weiße Schuhe mit luftigen dunkelrothen Bändern an, welches wohl ganz

hübsch ausfiel, doch aber ziemlich seltsam abfiel gegen den übrigen Anzug.

Siglio glaubte nicht anders, als daß ihm Prinzessin Brambilla entgegentreten werde in voller Pracht und Herrlichkeit, umgeben von dem glänzendsten Gefolge; da er aber nichts davon gewahrte, dachte er wohl daran, daß, da Gelionati gesagt, er werde nur mittelst der magischen Brille die Prinzessin zu erschauen vermögen, dieß auf irgend eine seltsame Verkappung deute, in die sich die Schönste geküßt.

Nun lief Siglio den Corso auf und ab, jede weibliche Maske musternd, aller Reckereien nicht achtend, bis er endlich in eine entlegene Gegend gerieth. „Bester Signor, mein theurer, bester Signor!" hörte er sich angschnarrt. Ein Kerl stand vor ihm, der in toller Possierlichkeit alles überbot, was er jemals von dergleichen gesehen. Die Maske mit dem spitzen Bart, der Brille, dem Ziegenhaar, so wie die Stellung des Körpers, vorgebeugt mit krummem Rücken, den rechten Fuß vorgehoben, schien einen Pantalon anzudeuten; dazu wollte aber der vorne spitzulaufende, mit zwei Hahnsfedern geschmückte Hut nicht passen. Wammis, Weinkleid, das kleine hölzerne Schwert an der Seite, gehörte offenbar dem werthen Pulcinell an.

„Bester Signor," redete Pantalon (so wollen wir die Maske trotz des veränderten Costüms nennen) den Siglio an, „mein bester Signor! ein glücklicher Tag, der mir das Vergnügen, die Ehre schenkt, Sie zu erblicken! Sollten Sie nicht zu meiner Familie gehören?" „So sehr mich das entzücken würde," erwiderte Siglio, sich höflich verbeugend, „da Sie, mein bester Signor, mir über alle Maßen gefallen, so weiß ich doch nicht, in welcher Art irgend eine Verwandtschaft!" — „O Gott!" unterbrach Pantalon den Siglio, „bester Signor, waren Sie jemals in Assyrien?" „Eine dunkle Erinnerung," antwortete Siglio, „schwebt mir vor, als sey ich einmal auf der Reise dahin begriffen gewesen, aber nur bis nach Froekati gekommen, wo der Spitzbube von Betturin mich vor dem Thore umwarf, so daß diese Nase!" — „O Gott!" schrie Pantalon, „so ist es denn wahr? — Diese Nase, diese Hahnsfedern — mein theuerster Prinz — o mein Cornelio! Doch ich sehe, Sie erbleichen vor Freude, mich wiedergefunden zu haben — o mein Prinz! nur ein Schlüßchen, ein einziges Schlüßchen!" —

Damit hob Pantalon die große Korbflasche auf, die vor ihm stand und reichte sie dem Siglio hin. Und in dem Augenblick flog ein feiner röthlicher Duft aus der Flasche, und verdichtete sich zum holden Antlitz der Prinzessin Brambilla und das liebe kleine Büblein flog herauf, doch nur bis an den Leib, und streckte die kleinen Armechen aus nach dem Siglio, der, vor Entzücken ganz außer sich, rief: „O steige doch nur ganz herauf, daß ich Dich erschauen möge in Deiner Schönheit!" Da dröhnte ihm eine starke Stimme in die Ohren: „Du hafensüßiger Geck mit Deinem Himmelblau und Rosa, wie magst Du Dich nur für den Prinzen Cornelio ausgeben wollen! — Geh' nach Haus, schlaf aus, Du Tölpel!" — „Grobian!" fuhr Siglio auf; doch Masken wogten, drängten dazwischen, und spurlos war Pantalon sammt der Flasche verschwunden.

## Zweites Kapitel.

Von dem seltsamen Zustande, in den gerathen, man sich die Füße an spitzen Steinen wund stößt, vornehme Leute zu grüßen unterläßt und mit dem Kopf an verschlossene Thüren anreunt. Einfluß eines Gerichts Maccaroni auf Lieb- und Schwärmerci. Entsetzliche Qualen der Schauspieler-Hölle und Arefchino. Wie Giglio sein Mädchen nicht fand, sondern von Schreibern überwältigt und zur Ader gelassen wurde. Der Prinz in der Confectschachtel und die verlorne Geliebte. Wie Giglio der Ritter der Prinzessin Brambilla fern wollte, weil ihm eine Fahnne aus dem Rücken gewachsen.

Du magst, geliebter Leser! nicht zürnen, wenn der, der es unternommen, Dir die abentheuerliche Geschichte von der Prinzessin Brambilla gerade so zu erzählen, wie er sie in Meißer Gallots fecken Federstrichen angebeutet fand, Dir geradehin zumuthet, daß Du wenigstens bis zu den letzten Worten des Mächleins Dich willig dem Wunderbaren hingebest, ja sogar wenigstens davon glauben mögest. — Doch vielleicht hast Du schon in dem Augenblick, als das Märchen sich einlogirt in den Palazzo Vistoya, oder als die Prinzessin aus dem bläulichen Duft der Weinsflasche gestiegen, ausgerufen: „Tolles fragenhaftes Zeug!“ und das Buch ohne Rücksicht auf die artigen Kupferblätter, unmutig weggeworfen? — Da käme denn alles, was ich Dir zu sagen im Begriff stehe, um Dich für die seltsamsten Zaubereien des Gallosischen Capriccios zu gewinnen, zu spät, und das wäre in der That schlimm genug für mich und für die Prinzessin Brambilla! Doch vielleicht hofftest Du, daß der Autor, nur schon geworden durch irgend ein tolles Gebilde, das ihm wieder plötzlich in den Weg trat, einen Seitenweg machte ins wilde Dichtich und daß er, zur Besonnenheit gelangt, wieder einlenken würde in den breiten ebenen Weg, und das vermochte Dich, weiter zu lesen! — Glück zu! — Nun kann ich Dir sagen, günstiger Leser! daß es mir (vielleicht weißt Du es auch aus eigener Erfahrung) schon hin und wieder gelang, märchenhafte Abentheuer gerade in dem Moment, als sie, Luftbilder des aufgeregten Geistes, in Nichts verschwinden wollten, zu erfassen und zu gestalten, daß jedes Auge, mit Sehkraft begabt für dergleichen, sie wirklich im Leben schaute und eben deshalb daran glaubte. Daher mag mir der Muth kommen, meinen gemüthlichen Umgang mit allerlei abentheuerlichen Gestalten und zu vielen genugsam tollen Bildern fernerhin öffentlich zu treiben, selbst die ernsthaftesten Leute zu dieser seltsam bunten Gesellschaft einzuladen, und Du wirst, sehr geliebter Leser, diesen Muth kaum für U e b e r m u t h, sondern nur für das verzeihliche Streben halten können, Dich aus dem engen Kreise gewöhnlicher Alltäglichkeit zu verlocken und Dich in fremdem Gebiet, das am Ende doch eingelegt ist in das Reich, welches der menschliche Geist im wahren Leben und Seyn nach freier Willkühr beherrscht, auf ganz eigne Weise zu vergnügen. — Doch, sollte dieß alles nicht gelten dürfen, so kann ich in der Angst, die mich befallen, mich nur auf sehr ernsthafte Bücher berufen, in denen ähnliches vorkommt und gegen deren vollkommene Glaubwürdigkeit man nicht den mindesten Zweifel zu erheben vermag. Was nemlich den Zug der Prinzessin Brambilla betrifft, der mit allen Einhörnern, Pferden und sonstigem Fuhrwerk ohne Hinderniß durch die engen Pforten des Palastes Vistoya passirt, so ist schon in Peter Schlemihls wunderbarer Geschichte, deren Mittheilung wir dem wackeren Weltumsegler Albalbert von Chamisso verdanken, von einem gewissen gemüthlichen grauen Mann die Rede, der ein Kunststück machte, welches jenen Zauber beschämt. Er zog nemlich, wie bekannt, auf Begehren englisches Pflaster, Tubus, Teppich, Zeit, zuletzt Wagen und Rosse, ganz bequem ohne Hinderniß, aus derselben

Rocktasche. — Was nun aber die Prinzessin betrifft. — Doch genug! — Zu erwähnen wäre freilich noch, daß wir im Leben oft plötzlich vor dem geöffneten Thor eines wunderbaren Zaubereichs stehen, daß uns Blitze vergönnt sind in den innersten Haushalt des mächtigen Geistes, dessen Athem uns in den seltsamsten Abenteuern geheimnißvoll umweht; Du könntest aber, geliebter Leser, vielleicht mit vollem Recht behaupten, Du hättest niemals aus jenem Chor ein solches tolles Capriccio gesehen sehn, als ich es geschaut zu haben vermeine. Fragen will ich Dich daher lieber, ob Dir niemals in Deinem Leben ein seltsamer Traum aufflieg, dessen Gehalt Du weder dem verstorbenen Maacen, noch dem Geist des Weins oder des Fiebers zuschreiben könntest? oder es war, als habe das holde magische Zauberbild, das fast nur in fernem Ahnungen zu Dir sprach, in geheimnißvoller Vermählung mit Deinem Geist sich Deines ganzen Innern bemächtigt, und in scheuer Liebeslust trachtete und magtest Du nicht die süße Braut zu umfassen, die im glänzenden Schmuck eingezogen in die wilde, düstere Werkstatt der Gedanken — die aber ginge auf vor dem Glanz des Zauberbildes in hellem Schimmer, und alles Sehnen, alles Hoffen, die inrätigliche Begier, das Unausprechliche zu sehen, würde noch und rege und zuckte auf, in glühenden Blitzen, und Du wollest untergehen in unennbarem Weh und nur sit, nur das holde Zauberbild sehn! — Half es, daß Du aus dem Traum erwachtest? — Blieb Dir nicht das namenlose Entzücken, das im äußern Leben, ein schmerzender Schmerz, die Seele durchwühlte, blieb Dir das nicht zurück? Und alles um Dich her erschien Dir da, traurig, farblos? und Du wäntest, nur jener Traum sey Dein eigentliches Seyn, was Du aber sonst für Dein Leben gehalten, nur der Mißverstand des bethörteten Sinnes? und alle Deine Gedanken strahlten zusammen in den Brennpunkt, der, Feuerkugel der höchsten Jahnung, Dein festes Geheimniß verschlossen hielt vor dem blinden, wüthen Treiben der Alltagswelt? — hm! — in solcher traumlicher Stimmung löst man sich wohl die Füße wand an spitzen Steinen, vergißt den Hut abzunehmen vor vornehmen Leuten, bietet den Freunden einen guten Morgen in später Mitternacht, rennt mit dem Kopf gegen die erste beste Hausthüre, weil man vergaß sie aufzumachen; kurz der Geist trägt den Körper wie ein unbequemes Kleid, das überall zu breit, zu lang, zu unangefügt ist. —

In diesen Zustand gerieth nun der junge Schauspieler, Giglio Fava, als er mehrere Tage hintereinander vergebens darnach trachtete, auch nur das mindeste von der Prinzessin Brambilla zu erspüren. Alles, was ihm im Corso Wunderbares begegnet, schien ihm nur die Fortsetzung jenes Traums, der ihm die Hölde zugesetzt, deren Bild nun aufflieg aus dem bodenlosen Meer der Sehnsucht, in dem er untergehen, verschwinden wollte. Nur sein Traum war sein Leben, alles übrige ein undeutendes leeres Nichts; und so kann man denken, daß er auch den Schauspieler ganz vernachlässigte. Da noch mehr, statt die Worte seiner Rolle herzusagen, sprach er von seinem Traumbilde, von der Prinzessin Brambilla, schwor des assyrischen Prinzen sich zu bemächtigen im Irtraal der Gedanken, so daß er selbst dann der Prinz seyn werde, gerieth in ein Labyrinth wirrer, ausschweifender Reden. Jeder mußte ihn für wahnsinnig halten; am ersten aber der Impressario, der ihn zuletzt ohne weiteres fortjagte; und sein spärliches Einkommen schwand ganz dahin. Die wenigen Ducaten, die ihm der Impressario aus purer Großmuth bei dem Abschiede hingeworfen, konnten nur ausreichen für geringe Zeit, der bitterste Mangel war im Anzuge. Sonst hätte das arme Giglio große Sorge und Angst verursacht; jäh



achte er nicht daran, da er in einem Himmel schwebte, wo man irdischer Ducaten nicht bedarf.

Was die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens betrifft, dem nicht lecker, pflegte Giglio seinen Hunger in Vorübergehenden bei irgend einem der Fritterstis, die bekanntlich ihre Gartüchgen auf offener Straße halten, zu stillen. Er begab es sich, daß er eines Tages ein gutes Gericht Macaroni zu verzehren gedachte, das ihm aus der Bude entgegen dampfte. Er trat hinan; als er aber, um den prächtigen Mittag zu bezahlen, den Beutel hervorzog, machte ihm die Entdeckung nicht wenig bestürzt, daß darin auch kein einziger Bajock enthalten. In dem Augenblick wurde aber auch das leibliche Prinzip, von welchem das geistige, mag es auch noch so stolz thun, hier auf Erden in schöner Sklaverei gehalten wird, recht reger und mächtig. Giglio fühlte, wie es sonst nie geschehen, wenn er von den subtilsten Gedanken erfüllt, wirklich eine tüchtige Schüssel Macaroni verzehrt, daß es ihn ungenügend hungere, und er versicherte dem Gartüchler, daß er zwar zufällig kein Geld bei sich trage, das Gericht, das er zu verzehren gedente, aber ganz gewiß andern Tages bezahlen werde. Der Gartüchler lächelte ihm indes in's Gesicht und meinte: habe er auch kein Geld, so könne er doch seinen Appetit stillen; er dürfe ja nur das schöne Paar Handschuhe, das er trage, oder den Hut, oder das Mäntelchen zurücklassen. Nun erst trat dem armen Giglio die schlimme Lage, in der er sich befand, recht lebhaft vor Augen. Er sah sich bald, ein zerlumpter Bettler, die Suppe von den Klöstern einlöselein. Doch dieser schmit es ihm ins Herz, als er, aus dem Traum erwacht, nun erst den Gelionati gewahrte, der auf seinem gewöhnlichen Platz vor der Kirche S. Carlo das Volk mit seinen Fragen unterhielt und ihm, als er hinschaute, einen Blick zuwarf, in dem er die ärgste Verleumdung zu lesen glaubte. — Berronnen in Nichts war das hohe Traumbild, untergegangen jede süße Ahnung; es war ihm gewiß, daß der verruchte Gelionati ihn durch allerlei teuflische Zauberkünste verlockt, ihn, seine überliche Eitelkeit in höhnischer Schabenfreude nützend, mit der Prinzessin Brambilla auf unwürdige Weise geklopft habe.

Wid rannete er von dannen; ihn hungerte nicht mehr, er dachte nur daran, wie er sich an dem alten Herzmischer rächen könne.

Selbst wußte er nicht, welches seltsame Gefühl durch allen Zorn, durch alle Wuth im Innern durchdrang und ihn still zu stehen nöthigte, als banne ihn plötzlich ein unbekannter Zauber fest. — „Giacinta!“ rief es aus ihm heraus. Er stand vor dem Hause, in dem das Mädchen wohnte und dessen steile Treppe er so oft in heimlicher Dämmerung erstiegen. Da dachte er, wie das trügerische Traumbild zuerst des holden Mädchens Unmuth erregt, wie er sie dann verlassen, nicht mehr wiedergesehen, nicht mehr an sie gedacht, wie er die Geliebte verloren, sich in Noth und Elend gestürzt habe, Gelionati's toller unseliger Fopperie halber. Ganz aufgelöst in Wehmuth und Schmerz, konnte er nicht zu sich selbst kommen, bis endlich der Entschluß durchbrach, auf der Stelle hinaufzugehen und, koste es was es wolle, Giacinta's Gnuß wieder zu gewinnen. — Gedacht, gethan! — Als er nun aber an Giacinta's Thüre klopfte, blieb drinnen alles mädchenstill. — Er legte das Ohr an, kein Atemzug ließ sich vernehmen. Da rief er ganz kläglich Giacinta's Namen mehrmals; und als nun auch keine Antwort erfolgte, begann er die rührendsten Bekenntnisse seiner Thorheit; er versicherte, daß der Teufel selbst in der Gestalt des verdamnten Quacksalbers Gelionati ihn verlockt, und gerieth dann in die hochgeheiltesten Beteuerungen seiner tiefen Reue und inbrünstigen Liebe.

Da erschalle eine Stimme von unten herauf: „Ich möchte nur wissen, welcher Esel hier in meinem Hause seine Lamentationen abächzt und heult vor der Zeit, da es noch lange hin ist bis zum Aschermittwoch!“ — Es war Signor Pasquale, der dicke Hauswirth, der mühsam die Treppe hinaufflieg, und als er den Giglio erblickte, ihm zurief: „Ab! — seyd Ihr es, Signor Giglio! — Sagt mir nur, welcher böse Geist Euch treibt, hier eine D und Ach's-Rolle irgend eines läppischen Trauerspiels in's leere Zimmer hineinzuwinseln?“ — „Leeres Zimmer!“ — schrie Giglio auf? „Um aller Heiligen willen, Signor Pasquale, sagt, wo ist Giacinta? — wo ist sie, mein Leben, mein Alles?“ — Signor Pasquale sah dem Giglio starr in's Gesicht und sprach dann ruhig: „Signor Giglio, ich weiß, wie es mit Euch steht; ganz Rom hat erfahren, wie Ihr von der Bühne abtreten müssen, weil es Euch im Kopfe rapoelt. — Geht zum Arzt, geht zum Arzt, laßt Euch ein Paar Pfund Blut abzapsen, steckt den Kopf in kaltes Wasser!“ „Bin ich noch nicht wahnsinnig?“ rief Giglio heftig, „so werde ich es, wenn Ihr mir nicht augenblicklich sagt, wo Giacinta geblieben.“ „Macht mir,“ fuhr Signor Pasquale ruhig fort, „doch nicht weiß, Signor Giglio, daß Ihr nicht davon unterrichtet seyn solltet, auf welche Weise schon vor acht Tagen Giacinta aus meinem Hause kam und die alte Beatrice ihr dann folgte.“

Als nun aber Giglio in voller Wuth schrie: „Wo ist Giacinta?“ und dabei den dicken Hauswirth hart anpackte, brüllte dieser dermaßen: „Hülfe! Hülfe! Mörder!“ daß das ganze Haus rege wurde. Ein vierstörtiger Kümmler von Hausknecht sprang herbei, faßte den armen Giglio, fuhr mit ihm die Treppe herab und warf ihn mit einer Behendigkeit zum Hause hinaus, als habe er ein Wickelpüppchen in den Fäusten.

Das harten Falls nicht achtend, raffte sich Giglio auf und rannte, nun in der That von halbem Wahnsinn getrieben, durch die Straßen von Rom. Ein gewisser Instinkt, erzeugt von der Gewohnheit, brachte ihn, als gerade die Stunde schlug, in der er sonst in das Theater eilen mußte, eben dahin und in die Garderobe der Schauspielers. Da erst befaß er sich wo er war, um in die tiefste Verwunderung zu gerathen, als er an dem Ort, wo sonst tragische Heiden, aufgestuht in Silber und Gold, in voller Gravität einherschreitend, die hochtrabenden Verse repetirten, mit denen sie das Publikum in Staunen, in Furore zu setzen gedachten, sich von Pantalón und Arlecchino, von Truffaldino und Columbine, kurz von allen Masken der italienischen Comödie und Pantomime umschwärmte sah. Er stand da fest gepflockt in den Boden und schaute umher mit weit aufgerissenen Augen, wie einer, der plötzlich aus dem Schlafe erwacht und sich umringt sieht von fremder, ihm unbekannter toller Gesellschaft.

Giglio's wirres, gramverstörtes Ansehen mochte in dem Innern des Impresario so etwas von Gewissensbissen rege machen, das ihn plötzlich umsetzte in einen sehr herzlichen weidmüthigen Mann.

„Ihr mündert Euch wohl, Signor Fava,“ sprach er den Jüngling an, „daß Ihr hier alles so ganz anders findet, als damals, da Ihr mich verliebet? Gesiechen muß ich Euch, daß all' die pathetischen Aktionen, mit denen sich sonst mein Theater brüstet, dem Publikum viel Langeweile zu machen begannen, und daß diese Langeweile um so mehr auch mich ergriff, da mein Beutel darüber in den miserablen Zustand wahrer Ausgehung verfiel. Nun hab' ich all' das tragische Zeug fahren lassen und mein Theater dem freien Scherz, der anmutigen Neckerei unserer Masken hingegeben, und befinde mich wohl dabei.“

„Da!“ rief Giglio mit brennenden Wangen, „ha,

Signor Impressario, gekostet es nur, mein Verluft zerstörte Euer Trauerspiel — Mit dem Fall des Helden fiel auch die Maske, die sein Athem belebte, in ein todes Nichte zusammen?"

„Wir wollen das nicht so genau untersuchen!“ erwiderte der Impressario lächelnd, „doch Ihr scheint in übler Laune, drum bitte ich Euch, geht hinab und schaut meine Pantomime! Vielleicht beikert Euch das auf, oder Ihr ändert vielleicht Eure Gesinnung und werdet wieder mein, wiewohl auf ganz andere Weise; denn möglich wär es ja, daß — doch geht nur, geht! — Hier habt Ihr eine Marke, besucht mein Theater, so oft es Euch gefällt!“

Giglio that, wie ihm geheißen, mehr aus dumpfer Gleichgültigkeit gegen alles, was ihn umgab, als aus Lust, die Pantomime wirklich zu schauen.

Unfern von ihm standen zwei Masken in eifrigem Gespräch begriffen. Giglio hörte öfters seinen Namen nennen; das weckte ihn aus seiner Betäubung, er schlich näher heran, indem er den Mantel bis an die Augen über's Gesicht schlug, um unerkannt alles zu erlauschen.

„Ihr habt Recht,“ sprach der Eine, „der Fava ist Schuld daran, daß wir auf diesem Theater keine Trauerspiele mehr sehen. Diese Schuld möchte ich aber keinesweges, wie Ihr, in seinem Abtreten von der Bühne, sondern vielmehr in seinem Auftreten suchen und finden.“ „Wie meint Ihr das?“ fragte der Andere.

„Nun,“ fuhr der Erste fort, „ich für meinen Theil habe diesen Fava, unerachtet es ihm nur zu oft gelang, Furore zu erregen, immer für den erbärmlichsten Schauspielers gehalten, den es jemals gab. Machen ein paar bligende Augen, wohlgestaltete Beine, ein zierlicher Anzug, bunte Federn auf der Mütze und tüchtige Wänder auf den Schuhen denn den jungen tragischen Heiden? In der That, wenn der Fava so mit abgemessenen Tänzerschritten vorkam aus dem Grunde des Theaters, wenn er, keinen Mitspieler beachtend, nach den Logen schielte und, in seltsam gezielter Stellung verharrend, den schönsten Raum gab, ihn zu bewundern, wahrhaftig, dann kam er mir vor, wie ein junger, närrisch bunter Haushahn, der in der Sonne stolz und sich gütlich thut. Und wenn er dann mit verdrehten Augen, mit den Händen die Lüfte durchsägend, bald sich auf den Fußspitzen erhebend, bald wie ein Taschenmesser zusammenklappend, mit hohler Stimme die Verse holpricht und schlecht hertragirte, sagt, welches vernünftigen Menschen Brust konnte dadurch wahrhaft erregt werden? — Aber wir Italiäner sind nun einmal so; wir wollen das Uebertriebene, das uns einen Moment gewaltsam erschüttere und das wir verachten, sobald wir inne werden, daß das, was wir für Fleisch und Bein hielten, nur eine leblose Puppe ist, die an künstlichen Drähten von außen her gezogen, uns mit ihren seltsamen Bewegungen täuschte. So wär's auch mit dem Fava gegangen; nach und nach wär er elendiglich dahin gestorben, hätt er nicht selbst seinen frühern Tod beschleunigt.“ „Mich dünkt,“ nahm der Andere das Wort, „Ihr beurtheilt den armen Fava viel zu hart. Wenn Ihr ihn eitel, geziert scheltet, wenn Ihr behauptet, daß er niemals seine Rolle, sondern nur sich selbst spielte, daß er auf eben nicht lobenswerthe Weise nach Beifall haschte, so möget Ihr allerdings Recht haben; doch war er ein ganz artiges Talent zu nennen, und, daß er zuletzt in tollen Wahnsinn verfiel, das nimmt doch wohl unser Mitleid in Anspruch und zwar um so mehr, als die Anstrengung des Spiels doch wohl die Ursache seines Wahnsinns ist.“ „Glaubt das doch ja nicht!“ erwiderte der Erste lachend. „Möget Ihr es Euch wohl vorstellen, daß Fava wahnsinnig wurde aus purer Liebeseitelkeit? — Er glaubt, daß eine Prinzessin in ihn verliebt ist, der er jetzt nachläuft auf

Stegen und Wegen. — Und dabei ist er aus purer Augenheberei verarrmt, so daß er heute bei den Kritikalischen Handschuhe und Hut zurücklassen mußte für ein Gericht zäher Macaroni.“ „Was sagt Ihr?“ rief der Andere, „ist es möglich, daß es solche Tollheiten giebt? — Aber man sollte dem armen Giglio, der uns doch manchen Abend vergnügt hat, etwas zuthun lassen, auf diese und jene Weise. Der Hund von Impressario, dem er manchen Ducaten in die Tasche gespielt, sollte sich seiner annehmen und ihn wenigstens nicht darben lassen.“ „Ist nicht nöthig,“ sprach der Erste, „denn die Prinzessin Brambilla, die seinen Wahnsinn und ihre Noth kennt, hat, wie nun Weiber jede Liebeshandlung nicht allein verzeihlich, sondern gar hübsch finden und dem Mitleid sich dann nur zu gern hingeben, ihm so eben einen kleinen, mit Ducaten gefüllten Beutel zustecken lassen.“ — Mechanisch, willenlos, sagte Giglio, als der Fremde diese Worte sprach, nach der Tasche und fühlte in der That den kleinen mit klammerndem Gell gefüllten Beutel, den er von der träumerischen Prinzessin Brambilla empfangen haben sollte. Wie ein richtiger Schlag fuhr es ihm durch alle Glieder. Nicht der Freude über das willkommene Wunder, das ihn aus einmal aus seiner trostlosen Lage rettete, konnte er Raum geben, da das Entsetzen ihn eisfalt anwekte. Er sah sich unbekanntes Mächten zum Spielwerk hingeben, er wollte losstürzen auf die fremde Maske, bemerkte aber auch in demselben Augenblick, daß die beiden Masken, die das verhängnißvolle Gespräch führten, spurlos verschwunden.

Den Beutel aus der Tasche zu ziehen, und sich noch triftiger von seiner Existenz zu überzeugen, das wollte Giglio gar nicht, fürchtend, das Blendwerk würde in seinen Händen zerfließen in nichts. Indem er sich nun aber ganz seinen Gedanken überließ und nach und nach ruhiger wurde, dachte er daran, daß alles das, was er für den Spuk nechtaster Zaubermächte zu halten gewohnt, auf ein Possenspiel hinauslaufen konnte, das am Ende der abentheuerliche, launische Geknatter aus dem tiefen dunklen Hintergrunde heraus an ihm nur unsichtbaren Fäden leite. Er dachte daran, daß der Fremde ja selbst ihm sehr gut im Gemüth der Menschenmasse das Bestelchen habe zustrecken können, und das alles, was er von der Prinzessin Brambilla gesagt, eben die Fortsetzung der Neckerei sey, welche Geknatter begonnen. Indem sich nun aber in seinem Innern der ganze Zauber ganz natürlich zum Gemeinen wenden und darin auflösen wollte, kam ihm auch der ganze Schmerz der Wunden wieder, die der scharfe Kritiker ihm schonungslos geschlagen. Die Hölle der Schauspieler kann keine entsetzlichen Qualen haben, als recht ins Herz hineingeführte Angriffe auf ihre Eitelkeit. Und selbst das Angreifbare dieses Punktes, das Gefühl der Blöße, mehrt im gefühltesten Unmuth den Schmerz der Streiche, der es dem Getroffenen, sucht er ihn auch zu verbeißen, oder ihn durch schickliche Mittel zu beschwichtigen, eben recht fühlbar macht, daß er wirklich getroffen wurde. — So konnte Giglio das fatale Bild von dem jungen, närrisch bunten Haushahn, der sich wohlgefällig in der Sonne spreizt, nicht los werden, und ärgerte und grämte sich darüber ganz gewaltig eben deshalb, weil er im Innern, ohne es zu wollen, vielleicht anerkennen mußte, daß die Karrikatur wirklich dem Urbilde entnommen.

Gar nicht fehlen konnte es, daß Giglio in dieser gereizten Stimmung kaum auf das Theater sah und der Pantomime nicht achtete, wenn auch der Saal oft vor dem Lachen, von dem Beifall, von dem Freudenrausch der Zuschauer erdrönte.

Die Pantomime stellte nichts anderes dar, als die in hundert und abermal hundert Variationen wiederholten

Wohlbehüter des vor trefflichen Arlecchino mit der Wirtin, netzlich holden Colombina. Schon hatte des alten Pantalone reizende Tochter die Hand des blanken gegangenen Ritters, des weisen Dottore ausgeschlagen, und rüchzig erklärt, sie werde nun durchaus keinen andern lieben und heirathen, als den kleinen gewandten Mann mit schwarzem Gesicht und im aus hundert Lappon zusammengestickten Bammis; schon hatte Arlecchino mit seinem treuen Mädchen die Flucht ergriffen und war, von einem mächtigen Zauber beschirmt, den Verfolger Pantalone, Truffaldino, des Dottore, des Ritters glücklich entronnen. Es stand an dem, daß doch endlich Arlecchino mit seiner Trauten losend von den Thronen ertappt und sammt ihr ins Gefängniß geschleppt werden sollte. Das geschah nun auch wirklich; aber in dem Augenblicke, da Pantalone mit seinem Anhang das arme Paar recht verböhen wollte, da Colombina, ganz schwarz, unter tausend Thränen auf den Knien um Arlecchino stand, schwang dieser die Pritsche und er kamen von allen Seiten, aus der Erde, aus den Lüften, sehr schmucke blanke Leute, von dem schönsten Gesichte, bückten sich tief vor Arlecchino und führten ihn sammt der Colombina im Triumph davon. Pantalone, karr vor Erstaunen, läßt sich nun ganz erschöpft auf eine feinerne Bank nieder, die im Gefängniß befestigt, ladet den Ritter und den Dottore ein, ebenfalls Platz zu nehmen; alle drei berathschlagen, was nun zu thun noch möglich. Truffaldino stellt sich hinter sie, steckt vorzüglich den Kopf dazwischen, will nicht weichen, emradet es reichliche Ohrfeigen regnet von allen Seiten. Man wollen sie aufsehen, sind aber festgezaubert an die Bank, der augenblicklich ein paar mächtige Flügel wachsen. Auf einem ungeheuren Geier fährt unter lautem Hüßgeschrei die ganze Gesellschaft fort, durch die Lüfte. — Nun verwandelt sich das Gefängniß in einen offenen, mit Blumenkränzen geschmückten Säulengang, in dessen Mitte ein hoher, reichverzierter Thron erhebt. Man hört eine anmuthige Musik von Trommeln, Pfeifen und Zymbeln. Es naht sich ein glänzender Zug; Arlecchino wird auf einem Palankin von Mähren getragen, ihm folgt Colombina auf einem prächtigen Triumphwagen. Beide werden von reichgekleideten Ministern auf den Thron geführt, Arlecchino erhebt die Pritsche als Szepter, alles huldigt ihm kniend, auch Pantalone mit seinem Anhang erblickt man unter dem huldigenden Volke auf den Knien. Arlecchino herrscht, gewaltiger Kaiser, mit seiner Colombina über ein schönes, herrliches, glänzendes Reich! —

So wie der Zug auf das Theater kam, warf Giglio einen Blick hinauf und konnte nun ganz Verwunderung und Erstaunen den Blick nicht mehr abwenden, als er alle Personen aus dem Aufzuge der Prinzessin Brambilla wahrnahm, die Einhörner, die Mähren, die Flietmaschenden Damen auf Maulthieren u. s. w. Auch fehlte nicht der ehrwürdige Gelehrte und Staatsmann in der goldgleichen Taube, der vorüberfahrend auffah von dem Buch und dem Giglio freundlich zuzunicken schien. Nur statt der verschlossenen Spiegelkutsche der Prinzessin, fuhr Colombina daher auf dem offenen Triumphwagen! —

Aus Giglios Innersten heraus wollte sich eine dunkle Ahnung gestalten, das auch diese Pantomime mit allem dem Wunderlichen, das ihm geschehen, wohl im geheimnißvollen Zusammenhang stehen möge; aber so wie der Traumende vergebens strebt die Bilder festzuhalten, die aus seinem eignen Ich aufsteigen, so konnte auch Giglio zu keinem deutlichen Gedanken kommen, auf welche Weise jener Zusammenhang möglich. —

Im nächsten Gasse überzeugte Giglio sich, daß die Ducaten der Prinzessin Brambilla kein Blendwerk,

vielmehr von gutem Klange und Gepräge waren. — Oh! dachte er, Gellonati hat mir das Beutelchen zugefleckt aus großer Gnade und Barmherzigkeit, und ich will ihm die Schuld abtragen, sobald ich auf der Argentina glänzen werde, was mir wohl nicht fehlen kann, da nur der grimmigste Neid, die schonungsloseste Cabale, mich für einen schlechten Schauspieler ausprechen darf! — Die Vermuthung, daß das Geld wohl von Gellonati herrühre, hatte ihren richtigen Grund; denn in der That hatte der Alte ihm schon manchmal aus großer Noth geholfen. Sonderbar wollte es ihm indessen doch gemuthen, als er auf dem zierlichen Beutel die Worte gestickt fand: Gedanke Deines Traumbildes! — Gedankenvoll betrachtete er die Inschrift, als ihm einer ins Ohr schrie: „Endlich treffe ich Dich, Du Verräther, Du Treulofer, Du Ungeheuer von Falschheit und Unband!“

Ein unförmlicher Dottore hatte ihn gefaßt, nahm nun ohne Umstände neben ihm Platz und fuhr fort in allerlei Bewünschungen. „Was wollt Ihr von mir? sendt Ihr toll, rasend?“ so rief Giglio; doch nun nahm der Dottore die häßliche Larve vom Gesichte und Giglio erkannte die alte Beatrice. „Um aller Heiligen willen!“ rief Giglio ganz außer sich, „seyd Ihr es, Beatrice?“ — „wo ist Giacinta? wo ist das holde süße Kind?“ — „mein Herz bricht in Liebe und Sehnsucht! wo ist Giacinta?“ — „Fragt nur, unseliger verruchter Mensch,“ erwiderte die Alte mürrisch, „im Gefängniß sitzt die arme Giacinta, und verschmachtet ihr junges Leben und Ihr seyd an allem Schuld. Denn, hatte sie nicht das Köpfchen voll von Euch, konnte sie die Abendstunde erwarten, so stach sie sich nicht, als sie den Befehl an dem Kleide der Prinzessin Brambilla nähte, in den Finger, so kam der garstige Fleck nicht hinein, so konnte der würdige Meister Bescapi, den die Hölle verschlingen möge, nicht den Ersatz des Schadens von ihr verlangen, konnte sie nicht, da wir das viele Geld, das er verlangte, nicht aufzubringen vermochten, ins Gefängniß stecken lassen. — Ihr hättet Hüfte schaffen können — aber da zog der Herr Schauspieler Augenichts die Nase zurück.“ — „Halt!“ unterbrach Giglio die geschwähige Alte, „Deine Schuld ist es, daß Du nicht zu mir rannstest, mir alles sagtest. Mein Leben für die Hölle! — Wär es nicht Mitternacht, ich liefte hin zu dem abscheulichen Bescapi — diese Ducaten — mein Mädchen wäre frei in der nächsten Stunde; doch, was Mitternacht? Fort, fort, sie zu retten!“ — Und damit stürzte Giglio fort. Die Alte lachte ihm höhnißlich nach. —

Wie es sich aber wohl begiebt, daß wir in gar zu großem Eifer etwas zu thun, gerade die Hauptsache vergessen, so fiel es auch dem Giglio erst dann ein, als er durch die Straßen von Rom sich athemlos gerannt, daß er sich nach Bescapi's Wohnung bei der Alten hätte erkundigen sollen, da dieselbe ihm durchaus unbekannt war. Das Schicksal, oder der Zufall wollte es jedoch, daß er, endlich auf den spanischen Platz gerathen, gerade vor Bescapi's Hause stand, als er laut ausrief: „Wo nur der Teufel, der Bescapi wohnen mag!“ — Denn sogleich nahm ihn ein Unbekannter unter den Arm und führte ihn ins Haus, indem er ihm sagte, daß Meister Bescapi eben dort wohne und er noch sehr gut die vielleicht bestellte Maske erhalten könne. Ins Zimmer hineingetreten bat ihn der Mann, da Meister Bescapi nicht zu Hause, selbst den Anzug zu bezeichnen, den er für sich bestimmt; vielleicht wars ein simpler Tabarro oder sonst. — Giglio fuhr aber den Mann, der nichts anders war, als ein sehr würdiger Schneider, über den Hals und sprach so viel durcheinander, daß der Geselle, über den Hals und Bezahlen und augenblicklicher Befreiung, daß der Geselle ganz karr und verblüfft ihm in die Augen sah, ohne ihm eine Sylbe

erwidern zu können. „Verdummer! Du willst mich nicht verstehen; schaff mir Deinen Herrn, den teuflischen Hund, zur Stelle!“ So schrie Giglio und packte den Gesellen. Da ging es ihm aber gerade wie in Signor Pasqualis Hause. Der Geselle brüllte dermaßen, daß von allen Seiten die Leute herbeiströmten. Bescapi selbst stürzte herein; so wie aber der den Giglio erblickte, rief er: „Am aller Heiligen willen, es ist der wahnsinnige Schauspieler, der arme Signor Fava. Pakt an, Leute, pakt an!“ — Nun fiel alles über ihn her, man überwältigte ihn leicht, band ihm Hände und Füße und legte ihn auf ein Bett. Bescapi trat zu ihm, den er sprudelte er an mit tausend bitteren Vorwürfen über seinen Geiz, über seine Grausamkeit und sprach vom Kleide der Prinzessin Brambilla, vom Blutstreck, vom Bezahlen u. s. w. „Beruhigt Euch doch nur, lieber Signor Giglio,“ sprach Bescapi sanft, „laßt die Gespensster fahren, die Euch quälen! In wenigen Augenblicken wird Euch alles ganz anders vorkommen.“

Was Bescapi damit gemeint, zeigte sich bald; denn ein Chirurgus trat herein und schlug dem armen Giglio, alles Sträubens unerachtet, eine Ader. — Erschöpft von allen Begebnissen des Tages, von dem Blutverlust, sank der arme Giglio in tiefen ohnmachtähnlichen Schlaf.

Als er erwachte, war es tiefe Nacht um ihn her; nur mit Mühe vermochte er sich darauf zu besinnen, was zuletzt mit ihm vorgegangen, er fühlte, daß man ihn losgebunden, vor Mitternacht konnte er sich aber doch nicht viel regen und bewegen. Durch eine Ritze, die wahrscheinlich in einer Thüre befindlich, fiel endlich ein schwacher Strahl ins Zimmer und es war ihm, als vernähme er ein tiefes Athmen, dann aber ein leises Klüstern, das endlich zu verständlichen Worten wurde: — „Seyd Ihr es wirklich, mein theurer Prinz? — und in diesem Zustande? so klein, so klein, daß ich glaube, Ihr hättet Platz in meinem Konfekttschächtelchen! — Aber glaubt etwa nicht, daß ich Euch deshalb weniger schätze und achte; weiß ich denn nicht, daß Ihr ein stattlicher liebenswürdiger Herr seyd, und, daß ich das Alles jetzt nur träume? — Habt doch nur die Güte, Euch morgen mir zu zeigen, geschieht es auch nur als Stimme! — Warft Ihr Eure Augen auf mich arme Magd, so mußte es ja eben geschehen, da sonst“

Hier gingen die Worte wieder unter in undeutlichem Klüstern. — Die Stimme hatte ungemein was Süßes, Holbes; Giglio fühlte sich von heimlichen Schauern durchbebt; indem er aber recht scharf aufzuhorchen sich bemühte, wiegte ihn das Klüstern, das beinahe dem Plätschern einer nahen Quelle zu vergleichen, wiederum in tiefen Schlaf. — Die Sonne schien hell ins Zimmer, als ein sanftes Rütteln den Giglio aus dem Schlafe weckte. Meister Bescapi stand vor ihm und sprach, indem er seine Hand faste, mit gutmüthigem Lächeln: „Nicht wahr, Ihr befindet Euch besser, liebster Signor? — Ja, den Heiligen Dank! Ihr seht zwar ein wenig blaß, aber Euer Puls geht ruhig. Der Himmel führte Euch in Euerem bösen Paroxysmus in mein Haus und erlaubte mir, Euch, den ich für den herrlichsten Schauspieler in Rom halte und dessen Verlust uns alle in die tiefste Trauer versetzt hat, einen kleinen Dienst erweisen zu können.“ Bescapi's letzte Worte waren freilich kräftiger Balsam für die geschlagenen Wunden; indessen begann Giglio doch ernst und finster genug: „Signor Bescapi, ich war weder krank, noch wahnsinnig, als ich Euer Haus betrat. Ihr waret hartherzig genug, meine holde Braut, die arme Giacinta Soardi, ins Gefängniß stecken zu lassen, weil sie Euch ein schönes Kleid, das sie verdorben, nein das sie geküßelt, indem sie aus der Nähmadet-

sichwunde des zartesten Fingers rosiges Jäger köcher versprigte, nicht bezahlen konnte. Sagt mir aufrichtig, was Ihr für das Kleid verlangt; ich bezahle die Summe und dann gehen wir hin auf der Stelle und befreien das holde, süße Kind aus dem Gefängniß, in dem sie Eures Geizes halber schmachtet.“ — Damit erhob sich Giglio so rasch, als er es nur vermochte, aus dem Bette und zog den Beutel mit Ducaten aus der Tasche, den er, sollt es darauf ankommen, ganz und gar zu leeren entschlossen war. Doch Bescapi starrte ihn an mit großen Augen und sprach: „Wie mögt Ihr Euch doch nur solch tolles Zeug einbilden, Signor Giglio? Ich weiß kein Wort von einem Kleide, das mir Giacinta verdorben haben sollte, kein Wort vom Blutstreck, von ins Gefängniß stecken!“ — Als nun aber Giglio nochmals alles erzählte, wie er es von Beatrice vernommen, und insbesondere sehr genau das Kleid beschrieb, welches er selbst bei Giacinta gesehen, da meinte Meister Bescapi, es sey nur zu gewiß, daß die Alte genarrt habe; denn an der ganzen faden Geschichte sey, wie er hoch betheuern könne, ganz und gar nichts, und habe er auch niemals ein solches Kleid, wie Giglio es geschildert haben wolle, bei Giacinta in Arbeit gegeben. Giglio konnte in Bescapi's Worte kein Mißtrauen setzen, da es nicht zu begriffen gewesen, warum er das ihm dargebotene Gold nicht habe annehmen sollen, und er überzeugte sich, daß auch hier der tolle Spuk wirke, in dem er nun einmal befangen. Was blieb übrig, als Meister Bescapi zu verlassen und auf das gute Glück zu warten, das ihm vielleicht die Giacinta, für die er nun wieder recht in Liebe entbrannt, in die Arme führen werde.

Vor Bescapi's Thüre stand eine Person, die er tausend Meilen fortgewünscht hätte, nehmlich der alte Cellonati. „Gi, Ihr seyd doch in der That eine recht gute Seele!“ rief er den Giglio lachend an, „daß Ihr die Ducaten, die Euch die Gunst des Schiedsals zugeworfen, hingehen wolltet für Euer Liebchen, das ja nicht mehr Euer Liebchen ist.“ — „Ihr seyd ein fürchterlicher graulicher Mensch!“ erwiderte Giglio; — „was dringt Ihr ein in mein Leben? was wollt Ihr Euch meines Lebens vermächtigen? — Ihr prahlt mit einer Allwissenheit, die Euch vielleicht wenig Mühe kostet. — Ihr umringelt mich mit Spionen, die jeden meiner Schritte und Takte belauern. — Ihr hegt alles wider mich auf. — Euch verdank ich den Verlust Giacintens, meiner Stelle — mit tausend Künsten.“ — „Das verlohnte sich der Mühe,“ rief Cellonati laut lachend, „die hochwichtige Person des Herrn Schauspielers Giglio Fava dermaßen einzubegen! — Doch, mein Sohn Giglio, Du bedarfst in der That eines Vormundes, der Dich auf den rechten Weg leitet, welcher zum Ziele führt.“ — „Ich bin mündig,“ sprach Giglio, „und bitte Euch, mein Herr Giarlatano, mich getrost mir selbst zu überlassen.“ — „Boho,“ erwiderte Cellonati, „nur nicht so trotzig! Was! wenn ich das Gute, Beste mit Dir vor hätte, wenn ich Dein höchstes Erdenglück wollte, wenn ich als Mittler stünde zwischen Dir und der Prinzessin Brambilla?“ — „D Giacinta, Giacinta, o ich Unglückseliger habe sie verloren! Gab es einen Tag, der mir schwärzere Noth brachte, als der gestrige?“ So rief Giglio ganz außer sich. „Nun nun,“ sprach Cellonati beruhigend, „so ganz unheilbringend war denn doch der Tag nicht. Schon die guten Lehren, die Ihr im Theater ertheiltet, konnten Euch sehr heilsam seyn, nachdem Ihr darüber beruhigt, daß Ihr wirklich noch nicht Handschuh, Hut und Mantel im Stich gelassen, um ein Gericht zücht Maccaroni; dann saht Ihr die herrlichste Darstellung, die schon darum die erste in der Welt zu nennen, weil sie das Tiefste ausdrückt, ohne der Worte zu bedürfen.“

„Ihr habet Ihr die Ducaten in der Tasche, die Euch  
sind.“ — „Von Euch, von Euch, ich weiß es,“ un-  
terbrach ihn Giglio. „Wenn das auch wirklich wäre,“  
sagte Cielionati fort, „so ändert das in der Sache nichts;  
Ihr erbtet das Gold, stellet Euch mit Euerm  
Wagen wieder auf guten Fuß, tragt glücklich in Bes-  
ters Haus ein, würdet mit einem Euch sehr nöthigen  
und nützlichen Aderlaß bedient, und schließt endlich mit  
Eurer Geliebten unter einem Dache!“ — „Was sagt Ihr?“  
rief Giglio, „mit meiner Geliebten? mit meiner Ge-  
liebten unter einem Dache?“ — „Es ist dem so,“ erwie-  
derte Cielionati, „schaut nur herauf!“

Giglio that es, und hundert Blitze fuhren durch seine  
Wang, als er seine holde Giacinta auf dem Balcon er-  
sah, sichtlich gepuht, hübscher, reizender, als er sie je-  
mals gesehen, hinter ihr die alte Beatrice. „Giacinta,  
meine Giacinta, mein süßes Leben!“ rief er sehnlich-  
voll herauf. Doch Giacinta warf ihm einen verächtlichen  
Wid herab und vertief den Balcon, Beatrice folgte ihr  
auf dem Fuße.

„Sie beharrt noch in ihrer verdamnten Smorfiosi-  
tis,“ sprach Giglio unmuthig; „doch das wird sich ge-  
ben.“ — „Schwerlich!“ nahm Cielionati das Wort;  
„denn, mein guter Giglio, Ihr wißt wohl nicht, daß  
zu derselben Zeit, als Ihr der Prinzessin Brambilla  
nachtrauert auf kühne Manier, sich ein hübscher statt-  
licher Prinz um Eure Donna bewarb und wie es scheint“

„Alle Teufel der Hölle,“ schrie Giglio, der alte Sa-  
tan, die Beatrice, hat die Arme verknuppelt; aber mit  
Mattenpulver vergifte ich das heillose Weib, einen Dolch  
ins Herz stoß ich dem verfluchten Prinzen.“ — „Unter-  
bricht das alles, guter Giglio,“ unterbrach ihn Cielionati,  
„acht sein ruhig nach Hause und laßt noch ein wenig  
Blut, wenn Euch böse Gedanken kommen! Gott geleite  
Euch. Im Corso sehen wir uns wohl wieder.“ — Da-  
mit eilte Cielionati fort über die Straße.

Giglio blieb wie eingewurzelt stehen, warf wüthende  
Blicke nach dem Balcon, bis die Zähne zusammen, mur-  
melte die gräßlichsten Verwünschungen. Als nun aber  
Messer Bescapi den Kopf zum Fenster hinausstreckte  
und ihn höflich bat, doch herein zu treten und die neue  
Gestalt, die sich zu nahen schien, abzuwarten, warf er  
sich, den er auch wider sich verschworen, im Complot  
mit der Alten glaubte, ein „verdamnter Kuppel!“  
an den Hals, und rannte wild von dannen.

Am Corso traf er auf einige vormalige Cameraden,  
mit denen er in ein nahgelegenes Weinhaus trat, um  
allen seinen Unmuth, allen seinen Liebeschmerz, all  
seine Trostlosigkeit untergehen zu lassen in der Gluth  
heiligen Sphärens.

Sonst ist solch ein Entschluß eben nicht der ratsam-  
ste; denn dieselbe Gluth, welche den Unmuth verschlingt,  
pflügt unbehörlich auflosend alles im Innern zu ent-  
zünden, das man sonst gern von der Flamme wahr;  
doch mit Giglio ging es ganz gut. Im muntern gemüth-  
lichen Gespräch mit den Schauspielern, in allerlei Erzäh-  
lungen und lustigen Abenteuer vom Theater her  
schwelgend, vergaß er wirklich alles Unheil, das ihm be-  
drohete. Man verabredete beim Abschiede, Abends auf  
dem Corso in den tollsten Masken zu erscheinen, die nur  
erfindlich.

Der Anzug, den er schon einmal angelegt, schien dem  
Giglio hinlänglich fragenhaft; nur verschmähte er die-  
mal auch nicht das lange feltame Beinkleid, und trug  
außerdem noch den Mantel hinterwärts auf einen Stock  
gepißt, so daß es beinahe anzusehen war, als wüchse  
ihm eine Fahne aus dem Rücken. So angeputzt durch-  
schwanderte er die Straßen und überließ sich ausgelasse-  
ner Lustigkeit, weder seines Traumbilds, noch des ver-  
storbenen Liebchens zu gedenken.

Doch festgewurzelt an den Boden blieb er stehen, als  
unweit des Palastes Pistoja ihm plötzlich ein hohe edle  
Gestalt entgegen trat, in jenen prächtigen Kleidern, in  
denen ihn einst Giacinta überrascht hatte, oder besser,  
als er sein Traumbild im hellen wahrhaften Leben vor  
sich erblickte. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch alle Glied-  
der; aber selbst wußte er nicht, wie es geschah, daß die  
Bekommenheit, die Angst der Liebessehnsucht, die sonst  
den Sinn zu lähmen pflegt, wenn das holde Bild der  
Geliebten plötzlich dasteht, unterging in dem fröhlichen  
Muth solcher Lust, wie er sie noch nie im Innern ge-  
fühl. Den rechten Fuß vor, Brust heraus, Schultern  
eingezogen, setzte er sich sofort in die zierlichste Positur,  
in der er jemals die außerordentlichsten Reden trug,  
zog das Barret mit den langen spitzen Hahnenfedern  
von der steifen Perrücke und begann, den schnarrenden  
Ton beibehaltend, der zu seiner Vermummung paßte,  
und, die Prinzessin Brambilla, daß sie es war, litt kei-  
nen Zweifel) durch die große Brille starr anblickend:  
„Die holdeste der Feen, die hehrste der Göttingen wand-  
elt auf der Erde; ein neidisches Wachs verbirgt die  
siegende Schönheit ihres Antlitzes, aber aus dem Glanz,  
von dem sie umflossen, schießen tausend Blitze und fahren  
in die Brust des Alters, der Jugend, und alles huldigt der  
Himmlichen, aufgestammt in Liebe und Entzücken!“

„Aus welchem hochstrahlenden Schauspiel,“ erwie-  
derte die Prinzessin, „habt Ihr diese schöne Redensart  
her, mein Herr Pantalon Capitano, oder wer Ihr sonst  
seyn wollen möget? — Sagt mir lieber, auf welche  
Siege die Trophäen deuten, die Ihr so stolz auf dem  
Rücken traget?“ — „Keine Trophäe,“ rief Giglio, „denn  
noch kämpfe ich um den Sieg! — Es ist die Fahne der  
Hoffnung, des sehnlichsten Wrtlangens, zu der ich  
geschworen, das Nothzeichen der Ergebung auf Gnade  
und Ungnade, das ich aufgesteckt, das: Erbarmt Euch  
mein, das Euch die Lüfte aus diesen Falten zuwehen  
sollen. Nehmt mich zu Euerm Ritter an, Prinzessin!  
dann will ich kämpfen, siegen und Trophäen tragen,  
Eurer Huld und Schönheit zum Ruhm.“ — „Wollt Ihr  
mein Ritter seyn,“ sprach die Prinzessin, „so wappnet  
Euch, wie es sich ziemt! Bedeckt Euer Haupt mit der  
drohenden Sturmhaube, ergreift das breite gute  
Schwert! Dann werd' ich an Euch glauben.“ — „Wollt  
Ihr meine Dame seyn,“ erwiderte Giglio, „Minatós  
Armida, so sey es ganz! Legt diesen prunkenden  
Schmuck ab, der mich bethört, befängt, wie gefährliche  
Zauberei. Dieser gleißende Blutsack!“ — „Ihr seyd  
von Sinnen!“ rief die Prinzessin lebhaft, und ließ den  
Giglio stehen, indem sie sich schnell entfernte.

Dem Giglio war es, als sey er es gar nicht gewesen  
der mit der Prinzessin gesprochen, als habe er ganz wite-  
lenlos daraus hergesagt, was er selbst nun nicht einmal  
verstand; er war nahe daran zu glauben, Signor Pas-  
quale und Messer Bescapi hätten Recht, ihn für was  
weniges verrückt zu halten. Da sich nun aber ein Zug  
Masken nahte, die in den tollsten Fragen die misge-  
schaffensten Ausgeburten der Fantasie darstellten, und  
er augenblicklich seine Cameraden erkannte, so kam ihm  
die ausgelassene Lustigkeit wieder. Er mischte sich in  
den springenden und tanzenden Haufen, indem er laut  
rief: „Rühre Dich, rühre Dich, toller Spul! regt  
Euch, mächtige schalkische Geister des frechen Spot-  
tos! ich bin nun ganz Euer und Ihr möget mich an-  
sehen für Eures Gleichen.“

Giglio glaubte, unter seinen Cameraden auch den  
Alten zu bemerken, aus dessen Flasche Brambilla's Ge-  
stalt gestiegen. Ehe er sich versah, wurde er von ihm  
erfaßt, im Kreise herumgedreht, und dazu kreischte ihm  
der Alte in die Ohren: „Brüderchen, ich habe Dich,  
Brüderchen, ich habe Dich!“

## Drittes Kapitel.

Von Blondköpfen, die sich erheben, den Pulcinell langweilig zu finden und abgegründet. Deutscher und Italiänischer Spaß. Wie Celsonati im Caffè greco sitzend, behauptet, er sähe nicht im Caffè greco, sondern fabricire an dem Ufer des Canales Pariser Kopf. Wanderars Geschichte von dem König Ophiod, der im Lande Urtorgarten herrsche und der Königin Ciris. Wie König Cephelus ein Bettelstüßchen heirathete, eine vornehme Prinzessin einen schlechten Comödianten nachließ, und Giglio ein bölgernes Schwert ansetzte, dann aber hundert Masken im Corso umrannte, bis er endlich sehen lief, weil sein Ich zu tanzen begonnen.

„Ihr Blondköpfe! — Ihr Blauaugen! Ihr jungen stolzen Leute, vor deren „Guten Abend, mein schönstes Kind!“ im dröhnenden Bass gesprochen, die keckste Dirne erschrickt, kann denn Euer im ewigen Winterfrost erstarrtes Blut wohl aufstauen in dem milden Wehen der Tramontana, oder in der Gluth eines Liebesbeides? Was prahlt Ihr mit Eurer gewaltigen Lebenslust, mit Euerem frischen Lebensmuth, da Ihr doch keinen Sinn in Euch traget für den tollsten, spabhaftesten Spaß alles Spases, wie ihn unser gesegnetes Carneval in der reichsten Fülle darbietet? — Da Ihr es sogar wagt, unsern wackern Pulcinell manchmal langweilig, abgeschmackt zu finden, und die ergötzlichsten Mißgeburten, die der lachende Hohn gebahr, Erzeugnisse nennt eines wirren Geistes!“ — So sprach Celsonati in dem Caffè greco, wo er sich, wie es seine Gewohnheit war, zur Abendzeit hinbegeben und mitten unter den deutschen Künstlern Platz genommen, die zur selben Stunde dieß in der Strada Condotti gelegene Haus zu besuchen pflegten und so eben über die Fragen des Carnevals eine scharfe Kritik ergehen lassen.

„Wie möget Ihr doch nur so sprechen, Meister Celsonati!“ nahm der deutsche Maler, Franz Reinhold, das Wort. „Das stimmt schlecht mit dem überein, was Ihr sonst zu Gunsten des deutschen Sinns und Wesens behauptet. Wahr ist es, immer habt Ihr uns Deutschen vorgeworfen, daß wir von jedem Scherz verlangten, er solle noch etwas anderes bedeuten, als eben den Scherz selbst, und Ich will Euch Recht geben, wiewohl in ganz anderm Sinn, als Ihr es wohl meinen möget. Gott tröste Euch, wenn Ihr uns etwa die Dummheit zutrauen solltet, die Ironie nur allegorisch gelten zu lassen! Ihr wäret dann in großem Irrthum. Recht gut sehen wir ein, daß bei Euch Italiänern der reine Scherz, als solcher, vielmehr zu Hause scheint, als bei uns; vermöcht ich aber nur Euch recht deutlich zu erklären, welchen Unterschied ich zwischen Euerem und unserm Scherz, oder besser gesagt, zwischen Eurer und unserer Ironie finde. — Nun, wir sprechen eben von den tollen fragenhaften Gestalten, wie sie sich auf dem Corso umhertreiben; da kann ich wenigstens so ungefähr ein Gleichniß anknüpfen. — Seh' ich solch' einen tollen Kerl durch greuliche Grimassen das Volk zum Lachen reizen, so kommt es mir vor, als spräche ein ihm sichtbar gewordenes Urbild zu ihm, aber er verstünde die Worte nicht und ahne, wie es im Leben zu geschehen pflegt, wenn man sich müht, den Sinn fremder, unverständlicher Rede zu fassen, unwillkürlich die Gesten jenes sprechenden Urbildes nach, wiewohl auf übertriebene Weise, der Mühe halber die es kostet. Unser Scherz ist die Sprache jenes Urbildes selbst, die aus unserm Innern herauströmt, und den Gestus notwendig bedingt, durch jenes im Innern liegende Prinzip der Ironie, so wie das in der Tiefe liegende Felsstück den darüber fortströmenden Bach zwingt, auf der Oberfläche kräuselnde Wellen zu schlagen. — Glaubt ja nicht, Meister Celsonati, daß ich keinen Sinn habe für das Possenhafte, das eben nur in der äußern Erscheinung liegt und seine Motive

nur von außen her erhält, und, daß ich Euerem Werk nicht eine überwiegende Kraft einräume, eben dieß Possenhafte ins Leben treten zu lassen. Aber verzeiht, Celsonati, wenn ich auch dem Possenhaften, soll es gebührend werden, einen Zusatz von Gemüthlichkeit für nothwendig erkläre, den ich bei Euerem komischen Verfahren vermisse. Das Gemüthliche, was unsern Scherz reich erhält, geht unter in dem Prinzip der Döselheit, das Eure Pulcinelle und hundert andere Masken der Art in Bewegung setzt, und dann blickt mitten durch alle Fragen und Possen jene grauenhafte, entsetzliche Furch der Wuth, des Hasses, der Verzweiflung hervor, die Euch zum Wahnsinn, zum Morde treibt. Wenn an jenem Tage des Carnevals, an dem jeder ein Licht trägt und jeder versucht dem andern das Licht anzuhaken, wenn dann im tollsten ausgelassenen Jubel, im schaltesten Gelächter der ganze Corso erbebt von dem wilden Geschrei: „Ammazato sia, chi non porta moccola!“ Glaubt nur, Celsonati, daß mich denn in demselben Augenblick, da ich ganz hingerissen von der wahnsinnigen Lust des Volks dräuer, als jeder andere, um mich her blafend schreie: „Ammazato sia!“ ein heimliche Schauer erfassen, vor denen jene Gemüthlichkeit, die nun einmal unserm deutschen Sinn eigen, ja gar nicht aufkommen kann.“

„Gemüthlichkeit,“ sprach Celsonati lächelnd, „Gemüthlichkeit! — Sagt mir nur, mein gemüthlicher Herr Deutscher, was Ihr von unsern Masken des Theaters haltet? — von unserm Pantalon, Brigella, Tartaglia?“

„Ei,“ erwiderte Reinhold, „ich meine, daß diese Masken eine Fundgrube öffnen des ergötzlichsten Spectes, der freiesten Ironie, der freiesten Ironie, möchte ich sagen, der freiesten Laune, wiewohl ich denke, daß sie mehr die verschiedenen äußern Erscheinungen in der menschlichen Natur, als die menschliche Natur selbst, oder kürzer und besser, mehr die Menschen, als den Menschen in Anspruch nehmen. — Uebrigens bitte ich Euch, Celsonati, mich nicht für toll zu halten, daß ich etwa daran zweifelte, in Eurer Nation von den tiefsten Humor begabte Männer zu finden. Die unsterbliche Kirche kennt keinen Unterschied der Nation, sie hat ihre Glieder überall. — Und, Meister Celsonati, daß ich es Euch nur sage, mit Euerem ganzen Wesen und Treiben seht Ihr uns schon seit langer Zeit gar absonderlich vorgekommen. Wie Ihr Euch vor dem Volk als der abentheuerlichste Ciarlatano gebehret, wie Ihr dem Euch wieder in unserer Gesellschaft gefallt, alles Italiische vergessend und ergögend mit wunderbaren Geschichten, die uns recht tief ins Gemüth dringen und dann wieder fahelnd und fabelnd doch zu verstricken und festzuhalten wißt, in seltsamen Jauberbanden. In der That, das Volk hat Recht, wenn es Euch für einen Herenmeister anspricht; ich meines Theils denke bloß, daß Ihr der unsterblichen Kirche angehört, die sehr wunderliche Glieder zählet, unerachtet alle aus einem Kumpf gemacht.“

„Was könnt Ihr von mir denken,“ rief Celsonati heftig, „mein Herr Maler, was könnt Ihr von mir meinen, vermuthen, ahnen? — Wißt Ihr alle denn so gewiß, daß ich hier unter Euch sitze und unathemend unnützig Zeug schwage über Dinge, von denen Ihr alle gar nichts versteht, wenn Ihr nicht in den hellen Wasserspiegel der Quelle Urdar geschaut, wenn Ciris Euch nicht angelächelt?“

„Hoho!“ riefen alle durch einander, „nun kommt er auf seine alten Sprünge, auf seine alten Sprünge — Vorwärts, Herr Herenmeister! — Vorwärts.“

„Ist wohl Verstand in dem Volke?“ rief Celsonati dazwischen, indem er mit der Faust heftig auf den Tisch schlug, so daß plötzlich alles schwieg.

„Ist wohl Verstand in dem Volke?“ fuhr er dann weiter fort. „Was Sprünge? was Tänze? Ich frage nur, woher Ihr so überzeugt seyd, daß ich wirklich hier unter Euch sitze und allerlei Gespräche führe, die Ihr alle mit lächelnden Ohren zu vernehmen vermeint, unerachtet es höchlichst nur ein schalkischer Lustgeist necht? Wer halt Euch dafür, daß der Selionati, dem Ihr weiß machen wollt, die Italiäner verstanden sich nicht auf die Reiter, nicht eben jetzt am Ganges spazieren geht und hübsche Blumen pflückt, um Pariser Happe daraus zu machen, nicht eben jetzt am Ganges spazieren geht und hübsche Blumen pflückt, um Pariser Happe daraus zu machen, nicht eben jetzt am Ganges spazieren geht und hübsche Blumen pflückt, um Pariser Happe daraus zu machen?“

„Doch halt, ich will wirklich so sein, als sähe Selionati hier im Caffè arcco und Euch erzählen von dem Könige Dphioch, der Königin Eiris und von dem Wasserpiegel der Quelle Urdar, wenn Ihr dergleichen hören wollt.“

„Erzählt nur, Selionati,“ sprach einer der jungen Künstler, „ich merke schon, daß wird eine von Euern Geschichten seyn, die hinlänglich toll und abentheuerlich, doch ganz angenehm zu hören sind.“

„Daß nur niemand von Euch glaubt,“ begann Selionati, „ich wolle unsinnige Märchen aufstischen und daran zweifeln, daß sich alles so begeben, wie ich es erzählen werde! Jeder Zweifel wird gehoben seyn, wenn ich versichere, daß ich alles aus dem Munde meines Freundes Ruffiamonte habe, der selbst in gewisser Art die Hauptperson der Geschichte ist. Kaum sind es ein paar hundert Jahre her, als wir gerade die Feuer von Island durchwandeln und, einem von Fluth und Bluth gebornen Tollstamm nachforschend, viel von der Quelle Urdar sprachen. Also, Ohren auf, Sinn auf!“

„Hier muß Du, sehr geneigter Leser! es Dir also gefallen lassen, eine Geschichte zu hören, die ganz aus dem Gebiet derjenigen Begebenheiten zu liegen scheint, die ich Dir zu erzählen unternommen, mithin als verwerfliche Episode dasieht. Wie es manchmal aber zu geschehen pflegt, daß man den Weg, der scheinbar irre leitet, tüchtig verfolgend pfeilgleich zum Ziel gelangt, das man aus den Augen verlor, so möcht es vielleicht auch sein, daß diese Episode, nur scheinbarer Irrweg, recht heimlich in den Kern der Hauptgeschichte. Vernimm also, o mein Leser, die wunderbare —

#### Geschichte von dem Könige Dphioch und der Königin Eiris.

Vor gar langer, langer Zeit, man möchte sagen, in einer Zeit, die so genau auf die Urzeit folgte, wie Aschermittwoch auf Fastnachtsdienstag — herrschte über das Land Urbargarten der junge König Dphioch. — Ich weiß nicht, ob der deutsche Wüchling das Land Urbargarten mit einiger geographischer Genauigkeit beschrieben; doch so viel ist gewiß, daß, wie der Zauberer Ruffiamonte mit tausendmal versichert hat, es zu den gelegtesten Ländern gehörte, die es jemals gab und geben wird. Es hatte so üppigen Wieswuchs und Ackerbau, daß das lederste Vieh sich nicht wegschonte aus dem lieben Vaterlande, ansehnliche Forsten mit Bäumen, Pflanzen, herrlichem Witze und solch süßen Düften, daß die Morgen- und Abendwinde gar nicht satt wurden, darin herum zu tosen. Wein gab es und Del und Früchte jeder Art in Hülle und Fülle. Silberhelle Wasser durchströmten das ganze Land, Gold und Silber spendeten Berge, die, wie wahrhaft reiche Männer, sich ganz einfach klei-

deten in ein saßes Dunkelgrau, und wer sich nur ein wenig Mühe gab, scharfte aus dem Sande die schönsten Edelsteine, die er, wollt ers, verbrauchen konnte zu zierlichen Hemd- oder Westknöpfen. Fehlte es außer der von Marmor und Marmor erbauten Residenz an gehörigen Städten von Backstein, so lag die an dem Mangel der Cultur, der damals die Menschen noch nicht einsehen ließ, daß es doch besser sey, von tüchtigen Mauern geschützt, im Lehnstuhl zu sitzen, als am murmelnenden Bach, umgeben von rauschendem Gebüsch in niedriger Hütte zu wohnen und sich der Gefahr auszusetzen, daß dieser oder jener unverschämte Baum sein Laub hineinhänge in die Fenster, und, ungebeter Gast, zu allem sein Wörtlein mit rede, oder gar Wein und Opheu den Tapezierer spielte. Kam nun noch hinzu, daß die Bewohner des Landes Urbargarten die vorzüglichsten Patrioten waren, den König, auch wenn er nicht gerade ihnen zu Gesicht kam, ungemein liebten und auch an andern Tagen, als an seinem Geburtstage riefen: „Er lebe!“ so mußte wohl König Dphioch der glücklichste Monarch unter der Sonne seyn. — Das hätte er auch wirklich seyn können, wenn nicht allein er, sondern gar viele im Lande, die man zu den Weisesten rechnen durfte, von einer gewissen seltsamen Traurigkeit befallen worden wären, die mitten in aller Herrlichkeit keine Lust aufkommen ließ. König Dphioch war ein verständiger Jüngling von guten Einsichten, von hellem Verstande, und hatte sogar poetischen Sinn. Dieß müßte ganz unglücklich scheinen und unzulässig, wird es nicht denkbar und entschuldigt der Zeit halber, in der er lebte.

Es mochten wohl noch Anklänge aus jener wunderbaren Vorzeit der höchsten Lust, als die Natur dem Menschen, ihn als ihr liebstes Schooßkind hegend und pflegend, die unmittelbare Anschauung alles Seyns und mit derselben das Verständniß des höchsten Ideals, der reinsten Harmonie verstattete, in König Dphiochs Seele wiederhallen. Denn oft war es ihm, als sprächen holbe Stimmen zu ihm in geheimnißvollem Rauschen des Waldes, im Geflüster der Büsche, der Quellen, als langten aus den goldenen Wolken schimmernde Arme herab, ihn zu erfassen, und ihm schwell die Brust vor glühender Sehnsucht. Aber dann ging alles unter in wirren wüsten Trümmern, mit eisigen Fittigen wehte ihn der finstre fürchtbare Dämon an, der ihn mit der Mutter entzweit, und er sah sich von ihr im Jörn hüflös verlassen. Die Stimme des Waldes, der fernen Berge, die sonst die Sehnsucht weckten und süßen Ahnen vergangener Lust, verklangen im Hohn jenes finstern Dämons. Aber der brennende Gluthauch dieses Hohns entzündete in König Dphiochs Innern den Wahn, daß des Dämons Stimme die Stimme der zümennden Mutter sey, die nun feindlich das eigne entartete Kind zu vernichten trachte.

Wie gesagt, manche im Lande begriffen die Melancholie des Königs Dphioch und wurden, sie begreifend, selbst davon erfaßt. Die meisten begriffen jene Melancholie aber nicht, und vorzüglich nicht im allermindesten der ganze Staatsrath, der zum Wohl des Königreichs gesund blieb.

In diesem gesunden Zustande glaubte der Staatsrath einzusehen, daß den König Dphioch nichts anderes von seinem Tiefsinn retten könne, als wenn ihm ein hübsches, durchaus munteres, vergnügtes Gemahl zu Theil würde. Man warf die Augen auf die Prinzessin Eiris, die Tochter eines benachbarten Königs. — Prinzessin Eiris, war in der That so schön, als man sich nur irgend eine Königstochter denken mag. Unerachtet alles, was sie umgab, alles, was sie sah, erfuhr, spurlos an ihrem Geiste vorüberging, so lachte sie doch beständig, und da man im Lande Urbargarten, (so war das Land

ihres Vaters geheissen) eben so wenig einen Grund dieser Lustigkeit anzugeben wußte, als im Lande Urdargarten den Grund von Königs Dphiochs Traurigkeit, so schienen schon deshalb beide königliche Seelen für einander geschaffen. Uebrigens war der Prinzessin einzige Lust, die sich wirklich als Lust gestaltete, Filet zu machen, von ihren Hofdamen umgeben, die gleichfalls Filet machen mußten, so wie König Dphioch nur daran Vergnügen zu finden schien, in tiefer Einsamkeit den Thieren des Waldes nachzufüllen. — König Dphioch hatte wider die ihm zugebacht Gemahlin nicht das Mindeste einzuwenden; ihm erschien die ganze Heirath als ein gleichgültiges Staatsgeschäft, dessen Beforgung er den Ministern überließ, die sich so eifrig darum bemüht.

Das Belager wurde bald mit aller nur möglichen Pracht vollzogen. Alles ging sehr herrlich und glücklich von Statten, bis auf den kleinen Unfall, daß der Hofpoet, welchem König Dphioch das Hochzeits-Carmen, das er ihm überreichen wollte, an den Kopf warf, vor Schreck und Zorn auf der Stelle in unglücklichen Wahnsinn verfiel und sich einbildete, er sey ein poetisches Gemüth, welches ihn denn verhinderte, forthin zu dichten, und untauglich machte zum ferneren Dienst als Hofpoet.

Wochen und Monde vergingen; doch keine Spur geänderter Seelenstimmung zeigte sich bei König Dphioch. Die Minister, denen die lachende Königin ungemein wohl gefiel, trösteten aber immer noch das Volk und sich selbst, und sprachen: „Es wird schon kommen.“

Es kam aber nicht; denn König Dphioch wurde mit jedem Tage noch ernster und trauriger als er gewesen, und, was das ärgste war, ein tiefer Bitterwille gegen die lachende Königin keimte auf in seinem Innern, welches diese indessen gar nicht zu bemerken schien, wie denn überhaupt niemals zu ergründen war, ob sie noch irgend etwas in der Welt bemerkte, außer den Maschen des Filets.

Es begab sich, daß König Dphioch eines Tages auf der Jagd in den rauhen verwilderten Theil des Waldes gerieth, wo ein Thurm von schwarzem Gestein, uralt wie die Schöpfung, als sey er emporgewachsen aus dem Felsen, hoch emporragte in die Luft. Ein dumpfes Brausen ging durch die Gipfel der Bäume, und aus dem tiefen Steingekluff antworteten heulende Stimmen des herzerfchneidenden Jammers. König Dphiochs Brust wurde an diesem schauerlichen Ort bewegt auf wunderbare Weise. Es war ihm aber, als leuchte in jenen entseßlichen Lauten des tiefsten Weh's ein Hoffnungsschimmer der Versöhnung auf, und nicht mehr den höhrenden Zorn, nein! nur die rührende Klage der Mutter um das verlorne entartete Kind vernehme er, und diese Klage bringe ihm den Trost, daß die Mutter nicht ewig zürnen werde.

Als König Dphioch nun so ganz in sich verloren da stand, brauste ein Adler auf und schwebte über der Spitze des Thurms. Unwillkürlich ergriff König Dphioch sein Gewehr und drückte den Pfeil ab nach dem Adler; statt aber diesen zu treffen, blieb der Pfeil stecken in der Brust eines alten ehrwürdigen Mannes, den nun erst König Dphioch auf der Spitze des Thurms wahrte. Entsetzt faßte den König Dphioch, als er sich besann, daß der Thurm die Sternwarte sey, welche, wie die Sage ging, sonst die alten Könige des Landes in geheimnisvollen Nächten bestiegen und, geweihte Mittler zwischen dem Volk und der Herrscherin alles Seyns, den Willen, die Sprüche der Mächtigen dem Volk verkündet hatten. Er wurde inne, daß er sich an dem Orte befand, den jeder sorglich miß, weil es hieß, der alte Magus Hermod sehe, in tausendjährigem Schlaf versunken, auf der Spitze des Thurms, und würde er gewekt

aus dem Schlafe, so gähre der Zorn der Elemente aus; sie träten kämpfend gegen einander und alles müßte untergehen in diesem Kampf.

Ganz betrübt wollte König Dphioch niedersinken; da fühlte er sich sanft berührt, der Magus Hermod stand vor ihm, mit dem Pfeil in der Hand, der seine Brust getroffen, und sprach, indem ein mildes Lächeln die ersten ehrwürdigen Züge seines Antlitzes erheiterte: „Du hast mich aus einem langen Seher Schlaf geweckt, König Dphioch! Habe Dank dafür, denn es geschah zur rechten Stunde. Es ist nun an der Zeit, daß ich nach Atlantis wandle und aus der Hand der hohen mächtigen Königin das Geschenk empfangen, das sie zum Zeichen der Versöhnung mir versprochen, das den Schmerz, der Deine Brust, o König Dphioch! zerriß, den vernichtenden Stachel tauben wird. — Der Gedanke zerstörte die Anschauung, aber dem Prisma des Krystalls, zu dem die feurige Fluth im Vermählungs-Kampf mit dem feindlichen Gift gerann, entstrahlte die Anschauung neueren, selbst Fötus des Gedankens! — Lebe wohl, König Dphioch! In dreizehnmal dreizehn Monden kehrt Du mich wieder, ich bringe Dir die schönste Gabe der versöhnten Mutter, die Deinen Schmerz auflöst in köstliche Luft, vor der der Gießerker zerschmilzt, in dem Dein Gemahl, die Königin Giris, der feindlichste aller Dämonen so lange gefangen hielt, — Lebe wohl, König Dphioch!“

Mit diesen geheimnißvollen Worten verließ der alte Magus den jungen König, in der Tiefe des Waldes verschwiegend.

War König Dphioch vorher traurig und tief sinnig gewesen, so wurde er es jetzt noch viel mehr. Fast in seiner Seele waren die Worte des alten Hermod geblieben, er wiederholte sie dem Hof-Astrologen, der den ihm unverständlichen Sinn deuten sollte. Der Hof-Astrolog erklärte indessen, es sey gar kein Sinn darin enthalten, denn es gäbe gar kein Prisma und auch kein Krysal, wenigstens könne solches, wie jeder Apotheker wisse, nicht aus feuriger Fluth und feindlichem Gift entstehen, und was ferner von Gedanke und neugeborner Anschauung in Hermod's wirrer Rede vorkomme, müsse schon deshalb unverständlich bleiben, weil kein Astrolog oder Philosoph von einiger bonetter Bildung, sich auf die bedeutungslose Sprache des rohen Zeitalters einlassen könne, dem der Magus Hermod angehöre. König Dphioch war mit dieser Ausrede nicht allein ganz und gar nicht zufrieden, sondern fuhr den Astrolog überdies in großem Zorn gar hart an, und es war gut, daß er gerade nichts an Hand hatte, um es, wie jenes Carmen dem Hofpoeten, dem unglücklichen Hof-Astrologen an den Kopf zu werfen. Ruffiamonte behauptet, daß, steh auch in der Chronik nichts davon, es doch nach der Volkssage in Urdargarten gewiß sey, daß König Dphioch bei dieser Gelegenheit den Hof-Astrologen einen — Fiel geheißen. — Da nun dem jungen tief sinnigen Könige jene mystischen Worte des Magus Hermod gar nicht aus der Seele kamen, so beschloß er endlich, koste es was es wolle, die Bedeutung davon selbst aufzufinden. Auf eine schwarze Marmortafel ließ er daher mit goldenen Buchstaben die Worte setzen: „Der Gedanke zerstörte die Anschauung“ — und wie der Magus weiter gesprochen, und die Tafel in die Mauer eines entlegenen düstern Saals in seinem Palast einfügen. Vor diese Tafel setzte er sich dann hin auf ein weichgepolstertes Ruhebett, füngte den Kopf in die Hand und überließ sich, die Inschrift betrachtend, tiefem Nachdenken.

Es geschah, daß die Königin Giris ganz zufällig in den Saal gerieth, in dem sich König Dphioch befand, nebst der Inschrift. Unerachtet sie aber ihrer Gewohnheit gemäß so laut lachte, daß die Wände dröhnten, so fühlte



der König die theure muntre Gemahlin doch ganz und gar nicht zu bemerken. Er wandte den starren Blick nicht ab von der schwarzen Marmortafel. Endlich richtete die Königin Ciris auch ihren Blick dahin. Kaum hatte sie indessen die geheimnißvollen Worte gelesen, als ihre Lippen verstummt und sie schweigend neben dem Könige hinank auf die Pflaster. Nachdem beide, König Dphioch und Königin Ciris, eine geraume Zeit hindurch die Zinnscheit angefaßt hatten, begannen sie stark und immer stärker zu gähnen, schlossen die Augen und sanken in einen solchen festen Todesschlaf, daß keine menschliche Kraft sie daraus zu erwecken vermochte. Man hätte sie für todt gehalten und mit den im Lande Urbargarten üblichen Ceremonien in die königliche Gruft gebracht, wären nicht leise Athemzüge, der schlagende Puls, die Wärme des Gesichts untrügliche Kennzeichen des fortwährenden Lebens gewesen. Da es nun überdies an Nachkommenschaft zur Zeit noch fehlte, so beschloß der Staatsrath zu regieren statt des schlummernden Königs Dphioch, und wußte dieß so geschickt anzufangen, daß niemand die Lethargie des Monarchen auch nur ahnte. — Zwölfmal dreizehn Monden waren verfloßen noch dem Tage, als König Dphioch die wichtige Unternehmung mit dem Magus Hermod gehabt hatte; da ging den Einwohnern des Landes Urbargarten ein Schauspiel auf, so herrlich, als sie noch niemals eins gesehen.

Der arabe Magus Hermod zog herbei auf einer feurigen Wolke, umgeben von Elementargeistern jedes Geschlechts, und ließ sich, während in den Lüften aller Weltlaut der ganzen Natur in geheimnißvollen Accorden ertönte, herab auf den bunt gewirkten Teppich einer schönen duffigen Wiese. Ueber seinem Haupte schien ein leuchtendes Gefirn zu schweben, dessen Feuerklang das Auge nicht zu ertragen vermochte. Das war aber ein Prisma von schimmerndem Krystall, welches nun, da es der Magus hoch in die Lüfte erhob, in blühenden Tropfen zerfiel in die Erde hinein, um augenblicklich als die herrlichste Silberquelle in frohlichem Raufchen empor zu sprudeln.

Man rührte sich alles um den Magus her. Während die Erdgeister in die Tiefe fuhren und blinkende Metallblumen emporwarfen, wogten die Feuer- und Wassergeister in mächtigen Strahlen ihrer Elemente, sauzten und brausten die Luftgeister durch einander, wie in lustigem Turnier kämpfend und ringend. Der Magus stieg wieder auf und breitete seinen weiten Mantel aus: da verthüllte alles ein dichter aufsteigender Duft, und als der zerfloßen, hatte sich auf dem Kampfplatz der Geister ein herrlicher himmelsklarer Wasserspiegel gebildet, den blinkendes Gesein, wunderbare Kräuter und Blumen einschlossen, und in dessen Mitte die Quelle frohlich sprudelte und wie in schalkhafter Neckerei die kämpfenden Wellen rings umher forttrieb.

In demselben Augenblick, als das geheimnißvolle Prisma des Magus Hermod zur Quelle zerfloß, war das Königs-Paar aus seinem langen Zauberschlaf erwacht. Beide, König Dphioch und Königin Ciris, eilten von unwiderstehlicher Begier getrieben, schnell herbei. Sie waren die ersten, die hineinschauten in das Wasser. Als sie nun aber in der unendlichen Tiefe den klaren glänzenden Himmel, die Büsche, die Bäume, die Blumen, die ganze Natur, ihr eigenes Ich in verkehrter Aufspiegelung erschauten, da war es, als rollten dunkle Schleier auf, eine neue herrliche Welt voll Leben und Lust wurde klar vor ihren Augen, und mit der Erkenntniß dieser Welt entzündete sich ein Entzücken in ihrem Innern, das sie nie gekannt, nie geahnet. Lange hatten sie hineingeschaut, dann erhoben sie sich, sahen einander an und — lachten, muß man nehmlich den physischen Ausdruck des innigsten Wohlbehagens nicht sowohl, als

der Freude, über den Sieg innerer geistiger Kraft Lachen nennen. — Hätte nicht schon die Beklärung, die auf dem Antlitz der Königin Ciris lag und den schönen Zügen desselben erst wahres Leben, wahrhaften Himmelsreiz verlieh, von ihrer gänzlichen Sinnesänderung gezeugt, so hätte das jeder schon aus der Art abnehmen müssen, wie sie lachte. Denn so himmelweit war dieses Lachen von dem Gelächter verschieden, womit sie sonst den König quälte, daß viele geschickte Leute behaupteten, sie sey es gar nicht, die da lache, sondern ein anderes in ihrem Innern verstecktes wunderbares Wesen. Mit König Dphiochs Lachen hatte es dieselbe Bewandniß. Als beide nun auf solch eigne Weise gelacht, riefen sie beinahe zu gleicher Zeit: „D! — wir lagen in iber unwirthbarer Fremde in schweren Träumen und sind erwacht in der Heimath — nun erkennen wir uns in uns selbst und sind nicht mehr verwaiste Kinder!“ — dann aber fielen sie sich mit dem Ausdruck der innigsten Liebe an die Brust. — Während dieser Umarmung schauten alle, die sich nur hinanrängen konnten, in das Wasser; die, welche von des Königs Traurigkeit angesteckt worden waren und in den Wasserspiegel schauten, spürten dieselben Wirkungen, wie das königliche Paar; diejenigen, die schon sonst lustig gewesen, blieben aber ganz in vorigem Zustande. Viele Aerzte fanden das Wasser gemein, ohne mineralischen Zusatz, so wie manche Philosophen das Hineinschauen in den Wasserspiegel gänzlich widerriethen, weil der Mensch, wenn er sich und die Welt verkehrt erblicke, leicht schwindlicht werde. Es gab sogar einige von der gebildetsten Classe des Reichs, welche behaupteten, es gäbe gar keine Urbarquelle — Urbarquelle wurde nehmlich von König und Volk sogleich das herrliche Wasser genannt, das aus Hermod's geheimnißvollem Prisma entstanden. — Der König Dphioch und die Königin Ciris, beide sanken dem großen Magus Hermod, der ihnen Glück und Heil gebracht, zu Füßen, und dankten ihm in den schönsten Worten und Redensarten, die sie nur eben zur Hand hatten. Der Magus Hermod hob sie mit sittigem Anstand auf, drückte erst die Königin, hierauf den König an seine Brust und versprach, da ihm das Wohl des Landes Urbargarten sehr am Herzen liege, sich zuweilen in vorkommenden kritischen Fällen auf der Sternwarte blicken zu lassen. König Dphioch wollte ihm durchaus die würdige Hand küssen; das litt er aber durchaus nicht, sondern erhob sich augenblicklich in die Lüfte. Von oben herab rief er noch mit einer Stimme, welche erklang wie stark angeschlagene Metallglocken, die Worte herab:

„Der Gedanke zerflört die Anschauung, und losgerissen von der Mutter Brust wandt in irrem Wahn, in blinder Betäubtheit der Mensch heimathlos umher bis des Gedankens eignes Spiegelbild dem Gedanken selbst die Erkenntniß schafft, daß er ist und daß er in dem tiefsten reichsten Schacht, den ihm die mütterliche Königin geöffnet, als Herrscher gebietet, muß er auch als Vasall gehorchen.“

Ende der Geschichte von dem Könige Dphioch und der Königin Ciris.

Selionati schwieg und die Jünglinge blieben auch im Schweigen der Betrachtung versunken, zu der sie das Märlein des alten Ciarlatano, das sie sich ganz anders gedacht hatten, aufgeregt.

„Meister Selionati,“ unterbrach endlich Franz Reinhold die Stille, „Euer Märlein schmeckt nach der Cbda, nach der Voluspä, nach der Samstritt und was weiß ich, nach welchen andern alten mythischen Büchern; aber, hab' ich Euch recht verstanden, so ist die Urbarquelle, womit die Bewohner des Landes Urbargarten beglückt wurden, nichts anders, als was wir Deutschen

Humor nennen, die wunderbare, aus der tiefsten Anschauung der Natur geborne Kraft des Gedankens, seinen eignen ironischen Doppelgänger zu machen, an dessen seltsamlichen Faren er die seinigen und — ich will das freche Wort beibehalten — die Faren des ganzen Seyns hienieden erkennt und sich daran ergötzt. — Doch in der That, Meister Gelsonati, durch Euern Mythos habt Ihr gezeigt, daß Ihr Euch noch auf andern Spas verseht, als auf den Cures Carnevals; ich rechne Euch von nun an zur unsichtbaren Kirche und beuge meine Knie vor Euch, wie König Dphioch vor dem großen Magus Hermod; denn auch Ihr seyd ein gewaltiger Heremesser.“

„Was sprecht Ihr denn,“ rief Gelsonati, „von Märchen, von Mythos? Hab' ich Euch denn was anderes erzählen wollen, als eine hübsche Geschichte aus dem Leben meines Freundes Ruffiamonte? — Ihr müßt wissen, daß dieser, mein Intimus, eben der große Magus Hermod ist, der den König Dphioch von seiner Traurigkeit herstellte. Wollt Ihr mir nichts glauben, so könnt Ihr ihn selbst fragen nach allem; denn er befindet sich hier und wohnt im Palast Pistoja.“ — Raum hatte Gelsonati den Palast Pistoja genannt, als alle sich des abenteuerlichsten aller Maskenzüge, der vor wenigen Tagen in jenen Palast eingezogen, erinnerten, und den seltsamlichsten Ciarlatano mit hundert Fragen bestürzten, was es damit für eine Verwandtschaft habe, indem sie voraussetzten, daß er, selbst ein Abenteuerer, von dem Abenteuerlichen, wie es sich in dem Zuge gestaltet, besser unterrichtet seyn müsse, als jeder andere.

„Ganz gewiß,“ rief Reinhold lachend, „war der hübsche Alte, der in der Tulpe den Wissenschaften oblag, Euer Intimus, der große Magus Hermod, oder der Schwarzkünstler Ruffiamonte?“

„Es ist dem so,“ erwiderte Gelsonati gelassen, „mein guter Sohn! Uebrigens mag es aber noch nicht an der Zeit seyn, viel von dem zu sprechen, was in dem Palast Pistoja hauset. — Nun! — wenn König Sophetua ein Bettelmädchen heirathete, so kann ja auch wohl die große mächtige Prinzessin Brambilla einem schlechten Comödianten nachlaufen.“ — Damit verließ Gelsonati das Caffehaus und niemand wußte oder ahnte, was er mit den letzten Worten hatte sagen wollen; da dieß aber sehr oft mit den Reden Gelsonatis der Fall war, so gab sich auch keiner sonderliche Mühe darüber weiter nachzudenken. — Während sich dieß auf dem Caffé greco begab, schwärmte Giglio in seiner tollen Maske den Corso auf und ab. Er hatte nicht unterlassen, so wie es Prinzessin Brambilla verlangt, einen Hut aufzusetzen, der mit hoch emporragender Krempe einer sonderbaren Sturmhaube gleich und sich mit einem breiten hölzernen Schwert zu bewaffnen. Sein ganzes Inneres war erfüllt von der Dame seines Herzens; aber selbst wußte er nicht, wie es geschehen konnte, daß es nun ihm gar nicht als etwas Besonderes, als ein träumerisches Glück vorkam, die Liebe der Prinzessin zu gewinnen, daß er im frechen Uebermuth an die Nothwendigkeit glaubte, daß sie sein werden müsse, weil sie gar nicht anders könne. Und dieser Gedanke entzündete in ihm eine tolle Lustigkeit, die sich Luft machte in den übertriebensten Grimassen und vor der ihm selbst im Innersten graute.

Prinzessin Brambilla ließ sich nirgends sehen; aber Giglio schrie ganz außer sich: „Prinzessin — Täubchen — Herzkind — ich finde Dich doch, ich finde Dich doch!“ und rannte wie wahnsinnig hundert Masken um und um, bis ein tanzendes Paar ihm in die Augen fiel und seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Ein possertlicher Kerl, bis auf die geringste Kleinigkeit gekleidet, wie Giglio, ja was Größe, Stellung

u. s. w. betrifft, sein zweites Ich, tanzte nehmlich, Gitarre spielend mit einem sehr herrlich gekleideten Frauenzimmer, welche Castagnetten schlug. Versteuerte den Giglio der Anblick seines tanzenden Paares, so glitt ihm wieder die Brust auf, wenn er das Mädchen betrachtete. Er glaubte nie so viel Anmuth und Schönheit gesehen zu haben; jede ihrer Bewegungen verrieth die Begeisterung einer ganz besonderen Lust, und eben diese Begeisterung war es, die selbst der wilden Unerschaffenheit des Tanzes einen unennbaren Reiz verlieh.

Nicht zu läugnen war es, daß sich eben durch den tollen Contrast des tanzenden Paares eine Stimmlichkeit erzeugte, die tiefen mitten in anbetender Bewunderung des holden Mädchens zum Lachen reizte; aber eben dieß aus den widersprechendsten Elementen gemischte Gefühl war es, in dem jene Begeisterung einer fremden unennbaren Lust, von der die Tänzerin und auch der possertliche Kerl ergriffen, aufleucht im eignen Innern. Dem Giglio wollte eine Meinung aufstehen, wer die Tänzerin seyn könne, als eine Maske neben ihm sprach: „Das ist die Prinzessin Brambilla, welche mit ihrem Geliebten, dem assyrischen Prinzen Gerardo Ghiapperi, tanzt!“

#### Viertes Kapitel.

Von der müßigen Erfahrung des Schlafes und des Traumes, und was Beide Pausa darüber denkt. — Wie ein Würtemberger Bräutigam die Braut hinab sel und Giglio sein Ich nicht durchschauen konnte. Merkwürdige Erscheinung, doppelter Galanthat und der weiße Mohr. — Wie der alte Herr Puffianello die Puffia Abfichtentrene in dem Corso aufsuchte und die Masken in Schutz nahm. Der beau jour häßlicher Mädchen. — Gedanken von der berühmten Schwarzkünstlerin Cere, welche Baukünstlerin selbst, so wie von dem armen Schlangenträger, das im hübschen Arcaden wohnt. — Wie sich Giglio aus purer Verzweiflung erlöste, herab an den Tisch setzte, ohne Ausruf zugriff, dann aber der Prinzessin eine ganz neue Wunsche.

Es darf Dir, vielgeliebter Leser, nicht kstrenblich erscheinen, wenn in einem Ding, das sich zwar Capriccio nennt, das aber einem Märchen so auf ein Haar gleicht, als sey es selbst eins, viel vorkommt von seltsamen Spuk, von träumerischem Wahn, wie ihn der menschliche Geist wohl hegt und pflegt, oder besser, wenn der Schauptag manchmal in das eigne Innere der auftretenden Gestalten verlegt wird. — Möchte das aber nicht eben der rechte Schauptag seyn? — Vielleicht bist Du, o mein Leser! auch so wie ich, des Sinnes, daß der menschliche Geist selbst das allerwunderbarste Märchen ist, das es nur geben kann. — Welch eine herrliche Welt liegt in unserer Brust verschlossen! Kein Sonnenstrahl engt sie ein, der ganzen sichtbaren Schöpfung unerforschlichen Reichthum überwiegen ihre Schätze! — Wie so tobt, so bettelarm, so maulwurfsblind, wär unser Leben, hätte der Weltgeist uns Söldlinge der Natur nicht ausgestattet mit jener unverfäglichem Diamantgrube in unserm Innern, aus der uns im Schimmer und Glanz das wunderbare Reich aufstrahlt, das unser Eigenthum geworden! Hochbegabt die, die sich dieses Eigenthums recht bewußt! Noch hochbegabter und selig zu preisen die, die ihres innern Peru's Edelsteine nicht allein zu erschauen, sondern auch herauf zu bringen, zu schmelzen und ihnen prächtigeres Feuer zu entlocken verstehen. — Nun! Sanchio meinte, Gott solle den ehren, der den Schlaf erfunden, es müsse ein geschweidter Kerl gewesen seyn; noch mehr mag aber wohl der geedert werden, der den Traum erfand. Nicht den Traum, der aus unserm Innern nur dann aufsteigt, wenn wir unter des Schlafes weicher Decke liegen — nein! den Traum, den wir

nach das ganze Leben fort träumen, der oft die drückende Last des Irdischen auf seine Schwingen nimmt, vor dem jeder bitter Schmerz, jede trostlose Klage getäuscht in Hoffnung verflummt, da er selbst, Strahl des Himmels in anderer Brust entglommen, mit der unendlichen Sehnsucht die Erfüllung verheißt. —

Diese Gedanken kamen dem, der es unternommen, für Dich, sehr geliebter Leser! das seltsame Capriccio von der Prinzessin Brambilla aufzustellen, in dem Augenblick zu Sinn, als er daran gehen wollte, den merkwürdigen Gemüthszustand zu beschreiben, in den der verzagte Giglio Fava gerieth, als ihm die Worte zugesüßert wurden: „Das ist die Prinzessin Brambilla, die mit ihrem Geliebten dem assyrischen Prinzen, Cornelio Ghiapperi, tanzt!“ — Seiten vermögen Autoren es über sich, dem Leser zu verschweigen, was sie bei diesem oder jenem Stadium, in das ihre Helden treten, denken; sie machen gar zu gern den Chorus ihres eignen Buchs und nennen Reflektion alles das, was zwar nicht zur Geschichte nöthig, aber doch als ein angenehmer Schnörkel da stehen kann. Als angenehmer Schnörkel mögen daher auch die Gedanken gelten, womit dieses Kapitel begann; denn in der That, sie waren zur Geschichte eben so wenig nöthig, als zur Schilderung von Giglios Gemüthszustand, der gar nicht so seltsam und ungewöhnlich war, als man es nach dem Anlauf, den der Autor genommen, wohl denken sollte. — Kurz! — es geschah dem Giglio Fava, als er jene Worte vernahm, nichts weiter, als daß er sich augenblicklich selbst für den assyrischen Cornelio Ghiapperi hielt, der mit der Prinzessin Brambilla tanzt. Jeder tüchtige Philosoph von einiger faustgerechter Erfahrung wird dieß so leicht ganz und gar erklären können, daß Quinlaner das Experiment des innern Geistes verstehen müssen. Befagter Psycholog wird nemlich nichts besseres thun, als aus Mandagardis Repertorium der empirischen Psychologie den württembergischen Beamten anführen können, der in der Trunkenheit die Treppe hinab stürzte und dann seinen Scheiter, der ihn geleitete, sehr bedauerte, daß er so hart gefallen. „Nach allem,“ fährt der Psycholog dann fort, „was wir bis jetzt von dem Giglio Fava vernommen, leidet derselbe an einem Zustande, der dem des Mandagardis völlig zu vergleichen, gewissermaßen an einer geistigen Trunkenheit, erzeugt durch die nervenreizende Kraft gewisser eccentricischer Vorstellungen von seinem Ich, und da nun vorzüglich Schauspieler sehr geneigt sind, sich auf diese Art zu berauschen, so“ — u. s. w.

Also für den assyrischen Prinzen, Cornelio Ghiapperi hielt sich Giglio; und war dieß eben auch nichts besonderes, so möchte doch schwerer zu erklären seyn, woher die feltene, nie empfundene Lust kam, die mit flammender Blut sein ganzes Innres durchdrang. Stärker und stärker schlug er die Saiten der Gitarre, toller und aufgoblastener wurden die Grimassen, die Sprünge des wilden Tanzes. Aber sein Ich stand ihm gegenüber und führte, eben solche Fragen schneidend als er, mit dem breiten hölzernen Schwert Streiche nach ihm durch die Luft. — Brambilla war verschwunden! — „Hoho,“ dachte Giglio, „nur mein Ich ist Schuld daran, daß ich meine Braut, die Prinzessin, nicht sehe; ich kann mein Ich nicht durchschauen, und mein verdammtes Ich will mir zu Weib mit gefährlicher Waffe, aber ich spiele und tanze es zu Tode, und dann bin ich erst ich, und die Prinzessin ist mein!“ —

Während dieser etwas konfusen Gedanken wurden Giglios Sprünge immer unerhörter, aber in dem Augenblick traf des Ichs hölzernes Schwert die Gitarre so hart, daß sie in tausend Stücke zerbrach und Giglio rücklings über sehr unfaßt zu Boden fiel. Das brüllende Gelächter des Volkes, das die Tanzenden umringt hatte,

weckte den Giglio aus seiner Träumerei. Bei dem Sturz war ihm Brille und Maske entfallen, man erkannte ihn und hundert Stimmen riefen: „Bravo, bravissimo, Signor Giglio!“ Giglio raffte sich auf und eilte, da ihm plötzlich es einfiel, daß es für einen tragischen Schauspieler höchst unschicklich, dem Volk ein groteskes Schauspiel gegeben zu haben, schnell von dannen. In seiner Wohnung angekommen, warf er die tolle Maske ab, hüllte sich in einen Tabarro und kehrte zurück nach dem Corso.

Im Hin- und Herbändern gerieth er endlich vor den Palast Vistola, und hier fühlte er sich plötzlich von hinten umfaßt und eine Stimme flüsterte ihm zu: „Tauscht mich nicht Gang und Stellung, so seyd Ihr es, mein werther Signor Giglio Fava?“

Giglio erkannte den Abbate Antonio Ghiari. Bei des Abbates Anblick ging ihm plötzlich die ganze schöne frühere Zeit auf, als er noch tragische Helden spielte und dann, nachdem er sich des Cotonens entledigt, die enge Treppe hinaufschlich zur lieblichen Giacinta. Der Abbate Ghiari (vielleicht ein Vorfahr des berühmten Ghiari, der in Fehde trat mit dem Grafen Gozzi und die Waffen strecken mußte) hatte von Jugend auf mit nicht geringer Mühe, Geister und Finger dazu abgerichtet, Trauerspiele zu verfesseln, die, was die Erfindung, enorm, was die Ausführung betrifft, aber höchst angenehm und lieblich waren. Er vermied sorglich irgend eine entseßliche Begebenheit anders, als unter mild vermittelnden Umständen vor den Augen der Zuschauer sich wirklich zutragen zu lassen, und alle Schauer irgend einer gräßlichen That wickelte er in den zähen Kleister so vieler schönen Worte und Redensarten ein, daß die Zuhörer ohne Schauer die süße Papppe zu sich nahmen und den bitteren Kern nicht heraus schmeckten. Selbst die Flammen der Hölle mußte er nützlich anzuwenden zum freundlichen Transparent, indem er den ohgetränkten Densschirm seiner Rhetorik davorstellte, und in die rauschenden Wellen des Acheron goß er das Rosenwasser seiner martellianischen Verse, damit der Höllefluß sanft und fein flutete und ein Dichterfluß werde. — So was gefällt Vielen, und kein Wunder daher, daß der Abbate Antonio Ghiari ein beliebter Dichter zu nennen war. Hatte er nun noch dazu ein besonderes Geschick, sogenannte dankbare Rollen zu schreiben, so konnte es gar nicht fehlen, daß der dichterische Abbate auch der Abgott der Schauspieler wurde. — Irrend ein geistreicher französischer Dichter sagt, es gäbe zwei Arten von Galimathias, einen solchen, den Leser und Zuhörer nicht verständen, einen zweiten höhern, den der Schöpfer (Dichter oder Schriftsteller) selbst nicht verstände. Von dieser letztern sublimern Art ist der dramatische Galimathias, aus dem mehrentheils die sogenannten dankbaren Rollen im Trauerspiel bestehen. — Reden voll hochstehender Worte, die weder der Zuhörer noch der Schauspieler versteht und die der Dichter selbst nicht verstanden werden am meisten beklatscht. Solchen Galimathias zu machen, darauf verstand sich der Abbate Ghiari vortrefflich, so wie Giglio Fava eine besondere Stärke befah ihn zu sprechen, und dabei solche Gesichter zu schneiden und solch fürchterlich verrückte Stellungen anzunehmen, daß die Zuschauer schon deshalb aufschrien in tragischem Entzücken. Beide, Giglio und Ghiari, stanzten hiernach in höchst angenehmer Wechselwirkung, und ehrten sich über alle Maßen — es konnte gar nicht anders seyn. —

„Gut,“ sprach der Abbate, „daß ich Euch endlich treffe, Signor Giglio! Nun kann ich von Euch selbst alles erfahren, was man mir hin und wieder von Euerm Thun und Treiben zugebröckelt hat, und das hinlänglich toll und albern ist. — Sagt, man hat Euch über mitge-

spielt, nicht wahr? Der Eitel von Impresario jagte Euch vom Theater weg, weil er die Begeisterung, in die Euch meine Trauerspiele setzten, für Wahnsinn hielt, weil Ihr nichts anders mehr sprechen wolltet, als meine Verse? Es ist arg! — Ihr wißt es, der Unsinnige hat das Trauerspiel ganz aufgegeben und läßt nichts anders auf seiner Bühne darstellen, als die albernen Masken-Pantomimen, die mir in den Tod zuwider sind. — Keines meiner Trauerspiele mag daher der einfältigste aller Impresarios mehr annehmen, unerschütet ich Euch, Signor Giglio, als ehrlicher Mann versichern darf, daß es mir in meinen beiden Arbeiten gelungen ist, den Italiänern zu zeigen, was eigentlich ein Trauerspiel heißt. Was die alten Tragiker betrifft, ich meine den Aeschylus, Sophocles u. a., Ihr werdet von ihnen gehört haben, so versteht es sich von selbst, daß Ihr schroffes, hartes Wesen völlig unästhetisch ist und sich nur durch die damalige Kindheit der Kunst entschuldigen läßt, für uns aber völlig unverbäulich bleibt. Von Brissino's Sophonisbe, Speronis Canace, den aus Unverstand als hohe Meisterwerke ausgeschrienem Produkten unserer älteren Dichter-Periode, wird aber auch wohl nicht mehr die Rede seyn, wenn meine Stücke das Volk über die Stärke, die hinreißende Kraft des wahrhaft Tragischen, das durch den Ausdruck erzeugt wird, belehrt haben werden. — Es ist nur in dem Augenblick fatal, daß kein einziges Theater meine Stücke aufführen will, seitdem Guer vormaliger Impresario, der Bösewicht, umgesattelt hat. — Aber wartet, il tratto d'asino dura poco. Bald wird Guer Impresario auf die Nase fallen sammt seinem Arlecchino und Pantalon und Brighella und wie die schönsten Ausgebirten eines niederträchtigen Wahnwirres alle heißen mögen, und dann — Fürwahr, Signor Giglio, Guer Abgang vom Theater hat mir einen Dolchstoß ins Herz gegeben; denn kein Schauspieler auf Erden hat es im Auffassen meiner ganz originellen unerhörten Gedanken so weit gebracht, als Ihr — Doch laßt uns fort aus diesem wüsten Gedränge, das mich betäubt! Kommt mit mir in meine Wohnung! Dort les' ich Euch mein neuestes Trauerspiel vor, das Euch in das größte Erstaunen setzen wird, das Ihr jemals empfunden. — Ich hab' es *Il moro bianco* betitelt. Stoßt Euch nicht an die Seltsamkeit des Namens! Er entspricht dem Außerordentlichen, dem Unerhörten des Stücks ganz und gar.“

Mit jedem Worte des geschwägigen Abbate fühlte sich Giglio mehr aus dem gespannten Zustande gerissen, in dem er sich befunden. Sein ganzes Herz ging auf in Freude, wenn er sich wieder dachte als tragischen Helden, die unvergleichlichen Verse des Herrn Abbate Antonio Chiari deklamierend. Er fragte den Dichter sehr angelegentlich, ob in dem *Moro bianco* auch eine recht schöne dankbare Rolle enthalten, die er spielen könne. „Hab ich,“ erwiderte der Abbate in voller Hitze, „jemals in irgend einem Trauerspiel andere Rollen gedichtet, als dankbare? — Es ist ein Unglück, daß meine Stücke nicht bis auf die kleinste Rolle von lauter Meistern barge stellt werden können. In dem *Moro bianco* kommt ein Sklave vor, und zwar erst bei dem Beginnen der Katastrophe, der die Verse spricht:

Ah! giorno di dolori! crudel inganno!  
Ah signore infelice, la tua morte  
Mi fa piangere e subito partire! —

dann aber wirklich schnell abgeht und nicht wieder erscheint. Die Rolle ist von geringerm Umfang, ich gestehe es; aber Ihr könnt es mir glauben, Signor Giglio, beinahe ein Menschenalter gehört für den besten Schauspieler dazu, jene Verse in dem Geiste vorzutragen, wie ich sie empfangen, wie ich sie gedichtet, wie sie das

Volk bezaubern, hinreißen müssen zum wahren ästhetischen Entzücken.“

Unter diesen Gesprächen waren beide, der Abbate und Giglio, in die Straße del Babuino gelangt, wo der Abbate wohnte. Die Treppe, die sie erstiegen, war so hübnereigartig, daß Giglio zum zweitenmal recht behaft an Giacinta dachte und im Innern wünschte, doch lieber das holde Ding anzutreffen, als des Abbate weißen Mohren.

Der Abbate zündete zwei Kerzen an, rückte dem Giglio einen Lehnstuhl vor den Tisch, holte ein ziemlich dickleibiges Manuskript hervor, setzte sich dem Giglio gegenüber und begann sehr feierlich: „*Il moro bianco, tragedia, etc.*“

Die erste Szene begann mit einem langen Monolog irgend einer wichtigen Person des Stücks, die erst über das Wetter, über die zu hoffende Ergiebigkeit der bevorstehenden Weinlese sprach, dann aber Betrachtungen über das Unzulässige eines Brudermordes anstellte.

Giglio wußte selbst nicht, wie es kam, daß ihm der Abbate Verse, die er sonst für hochherrlich gehalten, heute so läppisch, so albern, so langweilig vorkamen. Ja! — unerschütet der Abbate alles mit der dröhnenden gewaltigen Stimme des übertriebensten Pathos vortrug, so daß die Wände erbeben, so gerieth doch Giglio in einen träumerischen Zustand, in dem ihm alles seltsam zu Sinn kam, was ihm seit dem Tage begegnet, als der Palast Pistoja den abentheuerlichsten aller Maskenzüge in sich aufnahm. Sich ganz diesen Gedanken überlassend drückte er sich tief in die Lehne des Sessels, schlug die Arme übereinander und ließ den Kopf tiefer und tiefer sinken auf die Brust.

Ein starker Schlag auf die Schulter riß ihn aus dem träumerischen Gedanken. „Was?“ schrie der Abbate, der aufgesprungen war und ihm jenen Schlag versetzt hatte, ganz erboßt, — „ich glaube gar, Ihr schlaft!“ — „Ihr wollt meinen *Moro bianco* nicht hören?“ — „Ja, nun verstehe ich alles. Guer Impresario hat Recht, Euch fortzujagen; denn Ihr seyd ein milderer Burfsche worden ohne Sinn und Verstand für das Höchste der Poesie. — Wißt Ihr, daß nun Guer Schicksal entschieden ist, daß Ihr niemals mehr Euch erheben könnt aus dem Schlamm, in den Ihr verfallen? — Ihr seyd über meinem *Moro bianco* eingeschlafen; das ist ein nie zu sühnendes Verbrechen, eine Sünde wider den heiligen Geist. Scheert Euch zum Teufel!“

Giglio war sehr erschrocken über des Abbate ausgelesenen Zorn. Er stellte ihm das und wehmüthig vor, daß ein starkes festes Gemüth dazu gehöre, seine Trauerspiele aufzufassen, daß aber, was ihn (den Giglio) betreffe, sein ganzes Innere zermalmt und zerföhrt sey von den zum Theil seltsamen spukhaften, zum Theil unglückseligen Begebenheiten, in die er seit den letzten Tagen verwickelt.

„Glaubt es mir, Signor Abbate,“ sprach Giglio, „ein geheimnißvolles Verhängniß hat mich erfaßt. Ich gleiche einer geschlagenen Dither, die keinen Wohlklang in sich aufzunehmen, keinen Wohlklang aus sich hervorzubringen vermögen. Wähntet Ihr, daß ich während Guer herrlichen Verse eingeschlafen, so ist so viel gewiß, daß eine krankhafte, unbewingliche Schlaftrunkenheit dermaßen mich übernahm, daß selbst die kräftigsten Reden Gures unübertrefflichen weißen Mohren mir nicht und langweilig vorkamen.“ — „Seyd Ihr rasend?“ schrie der Abbate. — „Gerathet doch nur nicht in solchen Zorn!“ fuhr Giglio fort. „Ich ehre Euch ja als den höchsten Meister, dem ich meine ganze Kunst zu verdanken, und suche bei Euch Rath und Hülf. Erlaubt, daß ich Euch alles erzähle, wie es sich mit mir begeben.“



sein Mädchen, wie er glaubte, jetzt anzutreffen. Schon im Begriff aus der Thüre herauszutreten, spürte er plötzlich die Wirkungen des „Moro bianco“, den er lesen wollen. Es überfiel ihn, wie ein starker Fieberschauer, das tragische Pathos! „Wie, wenn sie mich nicht mehr liebte?“ rief er, indem er, den rechten Fuß weit vorschleudernd, mit dem Oberleib zurückfuhr und beide Arme vorstreckte, die Finger von einander spreizte, wie ein Gespenst abwehrend. „Wenn sie, verlockt von den zauberischen Truggestalten des Orkus vornehmer Welt, berauscht von dem Bethetrand des Vergessens, im Aufhören des Gedankens an mich, mich wirklich vergessen? — Wenn ein Nebenbuhler — Entfesselicher Gedanke, den der schwarze Tartarus gebahr aus todeschwangen Klüften! — Ha! Verzweiflung! — Mord und Tod! Her mit Dir, Du lieblicher Freund, der in blutigen Rosenblüthen alle Schmach süßend, Ruhe giebt und Trost — und Rache.“ — Die letzten Worte brüllte Giglio dermaßen, daß das ganze Haus wiederhallte. Zugleich griff er nach dem blanken Dolch, der auf dem Tische lag, und steckte ihn ein. Es war aber nur ein Theaterdolch.

Meister Bescapi schien nicht wenig verwundert, als Giglio nach Giacinta fragte. Er wollte durchaus nichts davon wissen, daß sie jemals in seinem Hause gewohnt, und alle Versicherungen Giglios, daß er sie ja vor wenigen Tagen auf dem Balkon gesehen und mit ihr gesprochen, halfen nicht das mindeste; Bescapi brach vielmehr das Gespräch ganz ab und erkundigte sich lächelnd, wie dem Giglio der neuerliche Abersaß bekommen. — So wie Giglio des Abersasses erwähnen hörte, rannte er über Hals und Kopf von dannen. Als er über den spanischen Platz kam, sah er ein altes Weib vor sich herschreiten, die mühsam einen bedeckten Korb forttrug und die er für die alte Beatrice erkannte. „Ha,“ murmelte er, „Du sollst mein Leitstern seyn, Dir will ich folgen!“ — Nicht wenig verwundert war er, als die Alte nach der Strafe mehr schlich als ging, wo sonst Giacinta wohnte, als sie vor Signor Pasquales Hausthür still stand und den schweren Korb absetzte. In dem Augenblick fiel ihr Giglio, der ihr auf dem Fuße gefolgt, in die Augen. „Ha, mein süßer Herr Zaugenichts!“ rief sie laut, „laßt Ihr Euch endlich wieder einmal blicken? — Nun, Ihr seyd mir ein schöner treuer Liebhaber, der sich herumtreibt an allen Ecken und Orten, wo er nicht hingehört, und sein Mädchen vergißt in der schönen lustigen Zeit des Carnevals! — Nun, helfst mir nur jetzt den schweren Korb herauftragen und dann möget Ihr zusehen, ob Giacintchen noch einige Ohrfeigen für Euch aufbewahrt hat, die Euch den wackligen Kopf zurecht setzen.“ — Giglio überhäufte die Alte mit den bittersten Vorwürfen, daß sie ihn mit der abernen Lüge, wie Giacinta im Gefängniß säße, gesoppt; die Alte wollte dagegen nicht das mindeste davon wissen, sondern behauptete, daß Giglio sich das Alles nur eingebildet, nie habe Giacinta die Stübchen in Signor Pasquales Hause verlassen, und sey in diesem Carneval fleißiger gewesen, als jemals. Giglio rief sich die Stirne, zupfte sich an der Nase, als wolle er sich selbst erwecken aus dem Schlafe. „Es ist nur zu gewiß,“ sprach er, „entweder liege ich jetzt im Traum, oder ich habe die ganze Zeit über den verwirresten Traum geträumt.“ — Seyd nur so gut und packt an! Ihr werdet dann an der Last, die Euern Rücken drückt, am besten merken können, ob Ihr träumt, oder nicht,“ unterbrach ihn die Alte. Giglio lud nun ohne weiteres den Korb auf, und stieg, die wunderbarsten Empfindungen in der Brust, die schmale Treppe hinan. „Was in aller Welt habt Ihr aber in dem Korbe?“ fragte er die Alte, die vor ihm hinaufschritt. „Dumme Frage!“ erwiderte diese, „Ihr

habt es wohl noch gar nicht erlebt, daß ich auf dem Markt gegangen bin um einzukaufen für mein Giacintchen! und zu dem erwarten wir heute Gaste.“ — „Gaste?“ fragte Giglio mit lang gedehntem Tone. In dem Augenblick waren sie aber oben, die Alte ließ dem Giglio den Korb niedersehen und hineingehen in das Stübchen, wo er Giacinta antreffen würde.

Das Herz pochte dem Giglio vor langer Erwartung vor süßer Angst. Er klopfte leise an, öffnete die Thüre. Da saß Giacinta, wie sonst, ämrig arbeitend an dem Tisch, der vollgepackt war mit Blumen, Bändern, allerlei Zeugen u. s. w. „Ei,“ rief Giacinta, indem sie Giglio mit leuchtenden Augen anblickte, „ei Signor Giglio, wo kommt Ihr auf einmal wieder her? Ich glaubte, Ihr hättet Rom längst verlassen?“ — Giglio fand sein Mädchen so über alle Maßen hübsch, daß er ganz verblüht, keines Wortes mächtig, in der Thüre stehen blieb. Wirklich schien auch ein ganz besondrer Zauber der Anmuth über ihr ganzes Wesen ausgegossen; höheres Infarnat glühte auf ihren Wangen, und die Augen, ja eben die Augen leuchteten, wie gesch, dem Giglio recht ins Herz hinein. — Es wäre nur zu sagen gewesen, Giacinta hatte ihren beau jour; in dieses französische Wort aber jetzt nicht mehr zu denken, so mag nur beiläufig bemerkt werden, daß es mit dem beau jour nicht nur seine Nichtigkeit, sondern auch seine eigene Verwandtniß hat. Jedes artige Fräulein von weniger Schönheit, oder auch passabler Höflichkeit, darf nur, sey es von außen oder von innen dazu aufgeregt, lebendiger als sonst denken: ich bin doch ein hübsches Mädchen! und überzeugt seyn, daß mit diesem herrlichen Gedanken, mit dem sublimen Wohlbehagen im Inneren sich auch der beau jour von selbst einstellt. —

Endlich stürzte Giglio ganz außer sich hin zu seinem Mädchen, warf sich auf die Knie und ergriß mit einem tragischen: „Meine Giacinta, mein süßes Leben!“ ihre Hände. Plötzlich fühlte er aber einen tiefen Nadelstich seinen Finger durchbohren, so daß er vor Schmerz in die Höhe fuhr und sich genöthigt fühlte unter dem Ausruf: „Teufel! Teufel!“ — einige Sprünge zu verführen. Giacinta schlug ein helles Gelächter auf, dann sprach sie sehr ruhig und gelassen: „Seht, lieber Signor Giglio, das war etwas für Euer unartiges, ungestümes Betragen. Sonst ist es recht hübsch von Euch, daß Ihr mich besucht; denn bald werdet Ihr mich vielleicht nicht so ohne alle Ceremonie sehen können. Ich erlaube Euch bei mir zu verweilen. Setzt Euch dort auf den Stuhl mir gegenüber und erzählt mir, wie es Euch so lange gegangen, was Ihr für neue schöne Rollen spielt und dergleichen! Ihr wißt, ich höre das gern, und wenn Ihr nicht in Euer verdammtes weinerliches Pathos, das Euch der Signor Abbate Chiari — Gott möge ihm dafür nicht die ewige Seligkeit entziehen! — angehert hat, versallt, so hört es sich Euch ganz lieblich zu.“ „Meine Giacinta,“ sprach Giglio im Schwerm der Liebe und des Nadelstichs, „meine Giacinta, laßt uns alle Quaal der Trennung vergessen! — Sie sind wiedergekommen, die süßen seligen Stunden des Glückes der Liebe.“ — „Ich weiß nicht, was Ihr für albernen Zeug schwagt,“ unterbrach ihn Giacinta, „Ihr sprecht von Quaal der Trennung und ich kann Euch versichern, daß ich meistentheils, glaubt' ich nehmlich in der Zeit, daß Ihr Euch von mir trenntet, gar nichts und am wenigsten einige Quaal dabei empfunden. Nennt Ihr selige Stunden die, in denen Ihr Euch bemühet, mich zu langweilen, so glaube ich nicht, daß sie jemals wiederkehren werden. Doch im Vertrauen, Signor Giglio, Ihr habt manches, was mir gefällt, Ihr seyd mir manchmal gar nicht unlieb gewesen, und so will ich Euch gern versetzen, daß Ihr mich künftighin, so viel es möglich

hast, selbst, wie wohl die Verhältnisse, die jede Zutraulichkeit hemmend, Entfernung zwischen uns gebieten, Euch einigen Zwang auflegen werden.“ „Giacinta!“ — rief Siglio, „welche sonderbare Reden?“ — „Nichts Sonderbares,“ erwiderte Giacinta, „ist hier im Spiel. Seht Euch nur ruhig hin, guter Siglio! es ist ja doch wirklich das letzte Mal, daß wir so traulich mit einander sind. Aber auf meine Gnade könnt Ihr immer rechnen; denn, wie gesagt, ich werde Euch nie das Wohlwollen, das ich für Euch gehegt, entziehen.“ — Beatrice trat herein, ein paar Teller in den Händen, worauf die köstlichsten Früchte lagen, auch hatte sie eine ganz ansehnliche Pistole unter den Arm gekniffen. Der Inhalt des Korbes schien sich aufgethan zu haben. Durch die offene Thüre sah Siglio ein muntres Feuer vor ihm herde knistern, und von allerlei Kekerbissen war der Küchentisch ganz voll und schwer. „Giacintchen,“ sprach Beatrice schmunzelnd, „soll unser kleines Mahl den Gast recht ehren, so ist mir noch etwas Geld vomnöthigen.“ „Nimm, Alte, so viel Du bedarfst,“ erwiderte Giacinta, indem sie der Alten einen kleinen Beutel hinreichte, aus dessen Gewebe schöne Dukaten hervorblinzelten. Siglio erschrak, als er in dem Beutel den Zwillingsschaber des Beutels erkannte, den ihm, wie er nicht anders glauben konnte, Selionati zugesteckt und dessen Dukaten bereits auf der Meise waren. „Ist es ein Wunderwerk der Hölle?“ schrie er auf, riß schnell den Beutel der Alten aus der Hand und hielt ihn dicht vor die Augen. Ganz erschöpft sank er aber in den Stuhl, als er auf dem Beutel die Inschrift las: Gedanke deines Traumbildes! — „Hoho,“ knurrte ihn die Alte an, indem sie den Beutel, den Siglio ihr mit weit vorgestrecktem Arm hinhielt, zurücknahm. „Hoho, Signor Babenichs! Euch segt wohl solch schöner Anblick ganz in Erstaunen und Bewunderung? — Hört doch die köstliche Musik und ergötzt Euch dran!“ Damit schüttelte sie den Beutel, daß das Gold darin erklang, und verließ das Zimmer. „Giacinta! welch' gräßliches entsetzliches Geheimniß!“ — sprach Siglio, ganz aufgelöst in Trostlosigkeit und Schmerz, „spricht es aus! — spricht aus meinen Tod!“ „Ihr seyd und bleibt der Alte!“ erwiderte Giacinta, indem sie die feine Nähnadel zwischen den spizen Fingern gegen das Fenster hielt und geschickt den Silberfaden durch das Dohr stieß. „Euch ist es so geläufig geworden über Alles in Erntase zu gerathen, daß Ihr umherwandelt, ein fettes langweiliges Trauerspiel mit noch langweiligerem D, Ach und Weh! — Es ist hier gar nicht die Rede von gräßlichen, entsetzlichen Dingen; ist es Euch aber möglich artig zu seyn und Euch nicht zu gebühren wie ein halbverzerrter Mensch, so möcht' ich wohl mancherlei erzählen.“ „Spricht, gebt mir den Tod!“ murmelte Siglio mit halb erstirter Stimme vor sich hin. — „Erinnert Ihr Euch wohl, Signor Siglio,“ begann Giacinta, „was Ihr, es ist gar nicht lange her, mir einmal über das Wunder eines jungen Schauspielers sagtet? Ihr nanntet solch einen vortrefflichen Helden ein wandelndes Liebesabenteuer, einen lebendigen Roman auf zwei Beinen, und was weiß ich wie sonst noch. Nun will ich behaupten, daß eine junge Puzmacherin, der der gültige Himmel eine hübsche Gestalt, ein artiges Gesicht und vorzüglich jene innere magische Gewalt verlieh, vermöge der ein Mädchen sich erst eigentlich als wahrhaftes Mädchen gestaltet, noch ein viel größeres Wunder zu nennen. Solch ein Nestkind der gütigen Natur ist erst recht ein in den Lüften schwebendes liebliches Abenteuer, und die schmale Stiege zu ihr herauf ist die Himmelsleiter, die in das Reich kindisch lecker Liebesträume führt. Sie ist selbst das zarte Geheimniß des weiblichen Puzes, das bald im schimmernden Glanz üppiger Farbenpracht, bald

im milden Schein weißer Mondesstrahlen, rosigter Nebel, blauer Abenddünste lieblichen Zauber übt über Euch Männer. Verlockt von Sehnsucht und Verlangen naht Ihr Euch dem wunderbarem Geheimniß, Ihr schaut die mächtige See mitten unter ihrem Zaubergeräth; aber da wird, von ihren kleinen weißen Fingern berührt, jede Spitze zum Liebesnetz, jedes Band, das sie ersonnt, zur Schlinge, in der Ihr Euch verfangt. Und in ihren Augen spiegelt sich alle entzückende Liebesthorheit und erkennt sich selbst, und hat an sich selbst herzynnigliche Freude. Ihr hört Eure Seufzer aus der innersten Brust der Holden wiedertönen, aber leise und lieblich, wie die sehnüchtige Echo den Geliebten ruft aus den fernen magischen Bergen. Da gilt nicht Rang, nicht Stand; dem reichen Prinzen, dem armen Schauspieler ist das kleine Gemach der armuthigen Circe das blumige blühende Arkadien in der unwirthbaren Wüste seines Lebens, in das er sich hinein rettet. Und wächst auch unter den schönen Blumen dieses Arkadiens etwas Schlangenkraut, was thut es? es gehört zu der verführerischen Gattung, die herrlich blüht und noch schöner duftet.“ — „D ja,“ unterbrach Siglio Giacinta, „und aus der Blüte selbst fährt das Thierlein, dessen Namen das schön blühende und duftende Kraut trägt, und sticht plötzlich mit der Zunge, wie mit spitzer Nähnadel.“ — „Izdeßmal,“ nahm Giacinta wieder das Wort, „wenn irgend ein fremder Mann, der nicht hineingehört in das Arkadien, tölpisch mit der Nase zusfährt.“ — „Schön gesagt, meine holde Giacinta,“ fuhr Siglio ganz Aerger und Ingrim fort. „Ich muß überhaupt gesehen, daß Du in der Zeit, während der ich Dich nicht sah, auf wunderbare Art klug geworden bist. Du philosophirst über Dich selbst auf eine Weise, die mich in Erstaunen setzt. Wahrscheinlich gefällst Du Dir ganz ungemein als zauberische Circe in dem reizenden Arkadien Deines Dachstübchens, das der Schneidermeister Descaji mit nöthiger Zaubergeräthschaft zu versehen nicht unterläßt.“ — „Es mag mir ganz so gehen, wie Dir,“ sprach Giacinta sehr gelassen weiter. „Auch ich habe allerlei hübsche Träume gekostet. — Doch, mein guter Siglio, alles was ich da von dem Wesen einer hübschen Puzmacherin gesprochen, nimm es wenigstens halb und halb für Scherz, für schalkische Neckerei, und beziehe es um so weniger auf mich selbst, als dieß hier vielleicht meine letzte Puzarbeit ist. — Erschrick nicht, mein guter Siglio! aber sehr leicht ist es möglich, daß ich am letzten Tage des Carnevals dieß dürftige Kleid mit einem Purpurmantel, diesen kleinen Schemel mit einem Thron vertausche!“ — „Himmel und Hölle! Tod und Verderben!“ schrie Siglio, indem er heftig aufsprang, die geballte Faust an der Stirn. „So ist es wahr, was jener heuchlerische Bösewicht mir ins Ohr raunte? — Ha! öffne dich, flammenspeiender Abgrund des Orkus! Steigt herauf, schwarzgesiederte Geister des Acheron! — Senug!“ — Siglio versiet in den gräßlichen Verweisungs-Monolog irgend eines Trauerspiels des Abbate Chiari. Giacinta hatte diesen Monolog, den ihr Siglio sonst hundertfältig vordelamirt, bis auf den kleinsten Vers im Gedächtniß und souflirt, ohne von der Arbeit aufzusehen, dem verzweifelnden Geliebten jedes Wort, wenn er hie und da ins Stocken gerathen wollte. Zuletzt zog er den Dolch, stieß ihn sich in die Brust, sank hin, daß das Zimmer dröhnte, stand wieder auf, klopfte sich den Staub ab, wischte sich den Schweiß von der Stirne, fragte lächelnd: „Nicht wahr, Giacinta, das bewährt den Meister?“ — „Allerdings, Du hast vortrefflich reagirt, guter Siglio,“ erwiderte Giacinta, „aber nun wollen wir, dächt' ich, uns zu Tische setzen.“ Die alte Beatrice hatte indessen den Tisch gedeckt, ein paar herrlich duftende Schüsseln aufgetragen und

die geheimnißvolle Pfiote aufgesetzt nebst blinkenden Krystallgläsern. So wie Giglio das erblickte, schien er ganz außer sich: „Ha, der Gast — der Prinz — Wie ist mir? Gott! — ich habe ja nicht Komödie gespielt, ich bin ja wirklich in Verzweiflung gerathen, — ja in helle tolle Verzweiflung hast Du mich gestürzt, treulose Verrätherin, Schlange, Bastard — Krokobil! Aber Rache — Rache!“ Damit schwang er den Theaterdolch, den er von der Erde aufgerafft, in den Lüften. Aber Giacinta, die ihre Arbeit auf den Nähtisch geworfen und aufgestanden, nahm ihn beim Arm und sprach: „Sei kein Hase, guter Giglio! gib Dein Mordinstrument der alten Beatrice, damit sie Zahnstocher daraus schneide und setze Dich mit mir zu Tisch; denn am Ende bist Du der einzige Gast, den ich erwartet habe.“ Giglio ließ sich, plötzlich beänstigt, die Gebuld selbst, zu Tische führen und that, was das Zulangen betrifft, sich dann weiter keinen Zwang an.

Giacinta fuhr fort ganz ruhig und gemüthlich von dem ihr bevorstehenden Glück zu erzählen, und versicherte dem Giglio einmal über das andere, daß sie durchaus nicht in übermäßigen Stolz verfallen und Giglios Gesicht ganz und gar vergessen, vielmehr, solle er sich ihr von ferne zeigen, sich ganz gewiß seiner erinnern und ihm manchen Dukaten zustießen lassen werde, so daß es ihm nie an rosmarinfarbenen Strümpfen und parfümirten Handschuhen mangeln dürfe. Giglio, dem, als er einige Gläser Wein getrunken, die ganze wunderbare Fabel von der Prinzessin Brambilla wieder in den Kopf gekommen, versicherte dagegen freundlich, daß er Giacintas gute herzliche Gefinnungen hoch zu schätzen wisse; was aber den Stolz und die Dukaten betreffe, so werde er von beiden keinen Gebrauch machen können, da er, Giglio, selbst im Begriff stehe, mit beiden Füßen hineinzuspringen ins Prinzenhum. Er erzählte nun, wie ihn bereits die vornehmste und reichste Prinzessin der Welt zu ihrem Ritter erkohren, und, daß er hoffe, noch bei dem Schluß des Carnevals als der Gemahl seiner fürstlichen Dame, dem armseligen Leben, das er bis jetzt geführt, auf immer Valet sagen zu können. Giacinta schien über Giglios Glück höchlich erfreut, und beide schwagten nun ganz vergnüglich von der künftigen schönen Zeit der Freude und des Reichthums. „Ich möchte nur,“ sprach Giglio endlich, „daß die Reiche, die wir künftig beherrschen werden, fein an einander gränzten, damit wir gute Nachbarschaft halten könnten; aber, ir' ich nicht, so liegt das Fürstenthum meiner angebeteten Prinzessin über Indien weg, gleich linker Hand um die Erde nach Persien zu.“ — „Das ist schlimm,“ erwiederte Giacinta, „auch ich werde wohl weit fort müssen; denn das Reich meines fürstlichen Gemahls soll dicht bei Bergamo liegen. Doch wird sich das wohl machen lassen, daß wir künftig Nachbarn werden und bleiben.“ — Beide, Giacinta und Giglio, kamen dahin überein, daß ihre künftigen Reiche durchaus in die Gegend von Traskati verlegt werden müßten. — „Gute Nacht, theure Prinzessin!“ sprach Giglio; „Wohl zu ruhen, theurer Prinz!“ erwiederte Giacinta, und so schieden sie, als der Abend einbrach, feierlich und freundlich auseinander.

## Fünftes Kapitel.

Wie Giglio in der Zeit gänzlicher Trockenheit des menschlichen Geistes in einem weiten Entzückungslage, den Fortmannschick einsetzte und den demüthigsten aller Schneider einen solchen Blick zuwarf. Der Pöbel Pöbel und seine Wunder, Verhörung des wahren Mannes aus der Lohr. Maria Salerno der Bräutlichkeit und Prinzessin Wohlthät. Wie ein alter Nagel einen schwarzen Schafrock umwarf, eine Jovianische Anstalt und wie ungenügendem Part Prophezeiungen vernehmen ließ in klaren Tönen. Wie glückliches Schicksal eines Geliebten. Wie der geringste Fehler in diesem Kapitel nicht erlaubt, was sich bei Giglios Tanz mit der unentzückten Schönen weiter begeben.

Jeder, der mit einiger Fantasie begabt, soll, wie es in irgend einem lebensklugheitschweren Buche geschrieben steht, an einer Verrücktheit leiden, die immer steigt und schwindet, wie Ebbe und Fluth. Die Zeit der letzteren, wenn immer höher und stärker die Wellen dahinter brausen, ist die einbrechende Nacht, so wie die Morgenstunden gleich nach dem Erwachen, bei der Lasse Gasse, für den höchsten Punkt der Ebbe gelten. Daher giebt jenes Buch auch den vernünftigen Rath, diese Zeit als den Moment der herrlichsten klaren Klugheit, zu benutzen zu den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens. Nur des Morgens soll man z. B. sich verheirathen, tadelnde Rezensionen lesen, testiren, von Bedienten prägen u. s. w.

In dieser schönen Zeit der Ebbe, in der sich der menschliche Geist gänzlicher Trockenheit erheben darf, war es, als Giglio Jova über seine Thorheit erschauet und selbst gar nicht wußte, wie er das nicht längst hätte thun können, wozu die Aufforderung ihm doch, so zu sagen, dicht vor die Nase geschoben war. — „Es ist nur zu gewiß,“ so dachte er im frohen Bewußtsein des vollen Verstandes, „daß der alte Gelionati halb wahrsinnig zu nennen, daß er sich in diesem Wahnsinn nicht nur ungemein gefällt, sondern auch recht eigentlich darauf ausgeht, andere ganz verständige Leute darin zu verstricken. Eben so gewiß ist es aber, daß die schönste, reichste aller Prinzessinnen, die göttliche Brambilla, eingezogen ist in den Palast Pistoja und — o Himmel und Erde! kann diese Hoffnung durch Ahnungen, Träume, ja durch den Rosenmund der reizendsten aller Masken bekämpft, wohl täuschen — daß sie ihrer himmlischen Augen süßen Liebesstrahl gerichtet hat auf mich Glücklichen? — Unerkannt, verschleiert, hinter dem verschlossenen Gitter einer Loge, erblickte sie mich, als ich irgend einen Prinzen spielte, und ihr Herz war mein! — Kann sie denn wohl mir nahen auf geradem Wege? Bedarf das helde Wesen nicht Mittelspersonen, Vertrauter, die den Faden anspringen, der sich zuletzt verschlingt zum süßesten Bande? — Mag es sich nun begeben haben, wie es will, und unbezweifelt ist Gelionati derjenige, der mich der Prinzessin in die Arme führen soll. — Aber statt sein ordentlich den geraden Weg zu gehen, stürzt er mich kopfüber in ein ganzes Meer von Tollheit und Kopperei, will mir einreden, in eine Freie verummunt müsse ich die Schönste der Prinzessinnen aufsuchen im Corso, erzählt mir von affrischen Prinzen, von Zaubern — Fort — fort mit allem tollen Zeuge, fort mit dem wahnsinnigen Gelionati! — Was hält mich denn ab, mich sauber anzuputzen, gerade hineinzutreten in den Palast Pistoja, mich der Durchlauchtigsten zu Füßen zu werfen? O Gott, warum that ich das nicht schon gestern — vorgestern?“

Es war dem Giglio unangenehm, daß, als er nun eiligst seine beste Garderobe musterte, er nicht umbin konnte, selbst zu gestehen, daß das Federbaret auf ein Paar einem gerupften Haushahn glich, daß das dreimal gefärbte Wamms in allen möglichen Regenbogenfarben schillerte, daß der Mantel die Kunst des Schnei-



der durch die kühnsten Mäthe der fressenden Zeit zu sehr verrieth, daß das wohlbekannte blaue Kleid, die Rosastrümpfe sich herblich entschloß. Behütlich griff er nach dem Beutel, den er heute geleert glaubte und — in schönster Fülle strotzend vorband. — „Göttliche Brambilla, ja ich gedenke Dir, ich gedenke des holden Traumbildes!“ rief er stolz aus.

Man kann sich vorstellen, daß Siglio, den angenehmen Beutel, der eine Art Fortunatussäkel schien, in der Tasche, sofort alle Läden der Trödler und Schneider beheraufte, um sich einen Anzug so schön, als ihn jemals ein Theaterprinz angelegt, zu verschaffen. Alles was man ihm zeigte, war ihm nicht reich, nicht prächtig genug. Endlich befam er sich, daß ihm wohl kein anderer Anzug genügen werde, als den Bescapi's Meisterhand geschaffen, und begab sich sofort zu ihm hin. Als Meister Bescapi Siglio's Anliegen vernommen, rief er ganz Sonne im Antlitz: „O mein bester Signor Siglio, damit kann ich aufwarten,“ und führte den beschaffenen Kunden in ein anderes Kabinett. Siglio war aber nicht wenig verwundert, als er hier keine anderen Anzüge fand, als die vollständige italienische Kostüme und außerdem noch die tollsten fragenhaftesten Masken. Er glaubte vom Meister Bescapi mißverstanden zu seyn und beschrieb ziemlich heftig die vornehmste reiche Tracht, in die er sich zu pugen wünsche. „Ach Gott! was ist denn das wieder?“ rief Bescapi vermüthlich. — „Mein bester Signor, ich glaube doch nicht, daß wieder gewisse Anfälle!“ — „Wollt Ihr mir, Meister Schneider, einen Anzug verkaufen, wie ich ihn wünsche, so ist's gut; wo nicht, so laßt es bleiben!“ — unterbrach ihn Siglio ungeduldig, indem er den Beutel mit den Dukaten schüttelte. „Nun, nun,“ sprach Meister Bescapi kleinlaut, „werdet nur nicht lächeln, Signor Siglio! — Ach, Ihr wißt nicht, wie gut ich es mit Euch meine, ach härtet Ihr nur ein wenig, ein ganz wenig Verstand!“ — „Was untersteht Ihr Euch, Meister Schneider?“ rief Siglio zornig. „Si,“ fuhr Bescapi fort, „bin ich ein Meister Schneider, so willt' ich, ich könnte Euch das Kleid anmessen mit dem richtigen Maß, das Euch paßlich und dienlich. Ihr kommt in Euer Verderben, Signor Siglio, und mir thut es leid, daß ich Euch nicht alles wieder sagen kann, was der weise Gelionati mir über Euch und Euer bevorstehendes Schicksal erzählt hat.“ „Hoho!“ sprach Siglio, „der weise Signor Gelionati, der laubte Herr Marktschreier, der mich verfolgt auf alle mögliche Weise, der mich um mein schönstes Glück betrogen will, weil er mein Talent, mich selbst haßt, weil er sich auflehnt gegen den Ernst höherer Naturen, weil er alles in die alberne Mummerei des hienigen Spases hineinfoppen möchte! — O mein guter Meister Bescapi, ich weiß alles, der würdige Abate Gelioni hat mir alle Hinterlist entdeckt. Der Abate ist der herrlichste Mensch, die poetischste Natur die man finden kann; denn für mich hat er den weißen Mohren geschaffen, und niemand auf der ganzen weiten Erde, sag' ich, kann den weißen Mohren spielen, als ich.“ „Was sagt Ihr?“ rief Meister Bescapi laut lachend, „hat der würdige Abate, den der Himmel nicht bald abrufen möge zur Versammlung höherer Naturen, hat er mit seinem Thränenwasser, das er so reichlich ausströmen läßt, einen Mohren weiß gewaschen?“ — „Ich frage Euch noch einmal, Meister Bescapi, ob Ihr mir für meine vollwichtigen Dukaten einen Anzug, wie ich ihn wünsche, verkaufen wollt, oder nicht?“ sprach Siglio, mit Mühe seinen Zorn unterdrückend. „Mit Vergnügen, mein bester Signor Siglio!“ erwiderte Bescapi ganz fröhlich.

Darauf öffnete der Meister ein Kabinett, in dem die reichsten herrlichsten Anzüge hingen. Dem Siglio fiel sogleich ein vollständiges Kleid ins Auge, daß in der That sehr reich, wiewohl, der seltsamen Buntheit halber, etwas fantastisch ins Auge fiel. Meister Bescapi meinte, dieses Kleid läme hoch zu stehen und würde dem Siglio wohl zu theuer seyn. Als aber Siglio darauf bestand, das Kleid zu kaufen, den Beutel hervorzog und den Meister aufforderte, den Preis zu setzen, wie er wolle, da erklärte Bescapi, daß er den Anzug durchaus nicht fortgeben könne, da derselbe schon für einen fremden Prinzen bestimmt und zwar für den Prinzen Cornelio Chiapperti. — „Wie? — was sagt Ihr?“ — rief Siglio, ganz Begeisterung, ganz Erstaunen; „so ist das Kleid für mich gemacht und keinen andern. Glücklicher Bescapi! — Eben der Prinz Cornelio Chiapperti ist es, der vor Euch steht und bei Euch sein innerstes Wesen, sein Ich vorgefunden!“ —

So wie Siglio diese Worte sprach, riß Meister Bescapi den Anzug von der Wand, rief einen seiner Burschen herbei und befahl ihm, den Korb, in den er schnell alles eingepackt, dem durchlauchtigsten Prinzen nachzutragen.

„Behaltet Euer Geld, mein hochverehrtester Prinz!“ rief der Meister, als ihn Siglio bezahlen wollte. — „Ihr werdet Eile haben. Euer unterthänigster Diener wird schon zu seinem Gelde kommen; vielleicht berichtigt der weiße Mohr die kleine Auslage! — Gott beschütze Euch, mein vortrefflicher Fürst!“ —

Siglio warf dem Meister, der einmal übers andere in den zierlichsten Bücklingen niebertauchte, einen stolzen Blick zu, steckte das Fortunatussäkel ein und begab sich mit dem schönen Prinzenkleide von dannen.

Der Anzug paßte so vortrefflich, daß Siglio in der ausgelassensten Freude dem Schneiderjungen, der ihn auskleiden geholfen, einen blanken Dukaten in die Hand drückte. Der Schneiderjunge hat, ihm statt dessen ein paar gute Paolis zu geben, da er gehört, daß das Gold der Theaterprinzen nichts taugt und daß ihre Dukaten nur Knöpfe oder Rechenpfennige wären. Siglio warf den superklugen Jungen aber zur Thüre hinaus.

Nachdem Siglio genugsam die schönsten anmuthigsten Gesen vor dem Spiegel probirt, nachdem er sich auf die fantastischen Lebensarten liebetrunkener Heiden besonnen und die volle Ueberzeugung gewonnen, daß er total unwiderstehlich sey, begab er sich, als schon die Abenddämmerung einzubrechen begann, getrost nach dem Palast Pistoja.

Die unverschlossene Thüre wich dem Druck seiner Hand und er gelangte in eine geräumige Säulenhalle, in der die Stille des Grabes herrschte. Als er verwundert rings umher schaute, gingen aus dem tiefsten Hintergrunde seines Innern dunkle Bilder der Vergangenheit auf. Es war ihm, als sey er schon einmal hier gewesen und, da doch in seiner Seele sich durchaus nichts deutlich gestalten wollte, da alles Mühen, jene Bilder ins Auge zu fassen, vergebens blieb, da überfiel ihn ein Bangen, eine Beklommenheit, die ihm allen Muth benahm, sein Abenteuer weiter zu verfolgen.

Schon im Begriff, den Palast zu verlassen, wäre er vor Schreck beinahe zu Boden gesunken, als ihm plötzlich sein Ich, wie in Nebel gehüllt, entgegen trat. Bald gewahrte er indessen, daß das, was er für seinen Doppelgänger hielt, sein Bild war, daß ihm ein dunkler Wandspiegel entgegenwarf. Doch in dem Augenblick war es ihm aber auch, als flüsteren hundert süße Stimmchen: „O Signor Siglio, wie seyd Ihr doch so hübsch, so wunderschön!“ — Siglio warf sich vor dem Spiegel in die Brust, erhob das Haupt, stemmte den linken Arm in die Seite, und rief indem er die Rechte erhob,

pathetisch: „Muth, Siglio, Muth! Dein Glück ist Dir gewiß, eile es zu erfassen!“ — Damit begann er all- und abzuschreiten mit schärferen und schärferen Tritten, sich zu räuspern, zu husten, aber grabesstill blieb es, kein lebendiges Wesen ließ sich vernehmen. Da versuchte er diese und jene Thüre, die in die Gemächer führen mußte, zu öffnen; alle waren fest verschlossen.

Was blieb übrig, als die breite Marmortreppe zu ersteigen, die an beiden Seiten der Türe sich zierlich hinaufwand.

Auf dem obern Corridor, dessen Schmuck der einfachen Pracht des Ganzen entsprach, angekommen, war es dem Siglio, als vernähme er ganz aus der Ferne die Töne eines fremden seltsam klingenden Instruments. — Behutsam schlich er weiter vor und bemerkte bald einen blendenden Strahl, der durch das Schlüsselloch der Thüre ihm gegenüber in den Korridor fiel. Jetzt unterschied er auch, daß das, was er für den Ton eines unbekanntes Instruments gehalten, die Stimme eines redenden Mannes war, die freilich gar verwunderlich klang, da es bald war, als würde eine Gymbel angeschlagen, bald als würde eine tiefe dumpfe Pfeife geblasen. So wie Siglio sich an der Thüre befand, öffnete sie sich leise — leise von selbst. Siglio trat hinein und blieb festgenurzelt stehen, im tiefsten Erstaunen.

Siglio befand sich in einem mächtigen Saal, dessen Wände mit purpurgesprenkeltem Marmor bekleidet waren und aus dessen hoher Kuppel sich eine Ampel hinabfenkte, deren strahlendes Feuer alles mit glühendem Gold übergoss. Im Hintergrunde bildete eine reiche Draperie von Goldstoff einen Thronhimmel, unter dem auf einer Erhöhung von fünf Stufen ein vergoldeter Armsessel mit bunten Teppichen stand. Auf demselben saß jener kleine alte Mann mit langem weißem Bart, in einen Talar von Silberstoff gekleidet, der bei dem Einzuge der Prinzessin Brambilla in der goldgleichen Tulpe den Wissenschaften oblag. So wie damals, trug er einen silbernen Trichter auf dem ehrwürdigen Haupte; so wie damals, saß eine ungeheure Brille auf seiner Nase; so wie damals, lag er, wiewohl jetzt mit lauter Stimme, die eben diejenige war, welche Siglio aus der Ferne vernommen, in einem großen Buche, das aufgeschlagen vor ihm auf dem Rücken eines knieenden Mohren lag. An beiden Seiten standen die Strauße wie mächtige Trabanten, und schlugen, einer um den andern, dem Alten, wenn er die Seite vollendet, mit den Schnäbeln das Blatt um.

Rings umher im geschlossenen Halbkreis saßen wohl an hundert Damen, so wunderbar schön, wie Feen und eben so reich und herrlich gekleidet, wie diese bekanntlich einhergehen. Alle machten sehr ämsig Filet. In der Mitte des Halbkreises, vor dem Alten, standen auf einem kleinen Altar von Porphyre, in der Stellung in tiefen Schlaf Versunkener, zwei kleine seltsame Püppchen mit Königskronen auf dem Haupte.

Als Siglio sich einigermaßen von seinem Erstaunen erholt, wollte er seine Gegenwart kund thun. Kaum hatte er aber auch nur den Gedanken gefaßt zu sprechen, als er einen verben Faustschlag auf den Rücken erhielt. Zu seinem nicht geringem Schrecken wurde er jetzt erst die Reihe mit langen Speisen und kurzen Säbeln bewaffneter Mohren gewahrt, in deren Mitte er stand, und die ihn mit funkelnden Augen anblitzten, mit eisernen Zähnen ansetzten. Siglio sah ein, daß Gebuld üben hier das beste sey.

Das, was der Alte den filetmachenden Damen vorlas, lautete aber ungefähr wie folgt:

„Das feurige Zeichen des Wassermanns steht über uns, der Delfin schwimmt auf brausenden Wellen gen Osten und spricht aus seinen Klüften das reine Krystall

in die dunstige Fluth!“ — Es ist an der Zeit, daß ich zu Euch rede von den großen Geheimnissen, die sich begeben, von dem wunderbaren Räthsel, dessen Auflösung Euch rettet von unseligem Verderben. — Auf der Spitze des Thurms stand der Magus Hermod und beobachtete den Lauf der Gestirne. Da schritten vier alte Männer in Talare gekleidet, deren Farbe gefallnem Raube gleich, durch den Wald auf den Thurm los und erbeben, als sie an den Fuß des Thurms gelangt, ein gewaltiges Wettklagen. „Höre uns! — Höre uns, großer Hermod! — Sey nicht taub für unser Flehen, erwache aus Dürm tiefen Schlaf! — Hätten wir nur die Kraft, König Ophiods Bogen zu spannen, so schossen wir Dir einen Pfeil durch das Herz, wie er es gethan, und Du müßtest herabkommen und dürftest da oben nicht im Sturme winden stehen, wie ein unempfindlicher Klotz! — Wer würdiger Greis! wenn Du nicht aufwachen willst, so halten wir einiges Wurfgeschütz in Bereitschaft und wollen an Deine Brust anpochen mit einigen mächtigen Steinen, damit sich das menschliche Gefühl regt, das darin verschlossen! — Erwache, herrlicher Greis!“

„Der Magus Hermod schaute herab, lehnte sich über's Geländer und sprach mit einer Stimme, die dem dumpfen Losen des Meeres, dem Heulen des nahenden Sturms gleich: „Ihr Leute da unten, seyd keine Geis! Ich schlafe nicht und darf nicht geweckt werden durch Pfeile und Felsenstücke. Weimache weiß ich schon, was Ihr wollt, Ihr lieben Menschen! Wartet ein wenig, ich komme gleich herab. — Ihr könnt Euch indessen einige Erdbeeren pflücken, oder Haschemann spielen auf den grasigten Felsen — ich komme gleich.“

„Als Hermod herabgekommen und Platz genommen auf einem großen Stein, den der weiche bunte Teppich des schönsten Mooses überzog, begann der von den Männern, der der älteste schien, da sein weißer Bart ihm bis an den Gürtel herabreichte, also: „Großer Hermod, Du weißt gewiß alles, was ich Dir sagen will, schon im voraus besser, als ich selbst; aber eben damit Du erfahren mögest, daß ich es auch weiß, muß ich es Dir sagen.“ „Rede, o Jüngling!“ erwiderte Hermod: „gern will ich Dich anhören; denn das, was Du eben sagtest, verräth, daß Dir durchdringender Verstand bewohnt, wo nicht tiefe Weisheit, unerachtet Du kaum die Kinderschuhe verreten.“ „Ihr wißt es, großer Magus,“ fuhr der Sprecher fort, daß König Ophiod eines Tages im Rath, als eben die Rede davon war, daß jeder Vasall gehalten seyn solle, jährlich eine bestimmte Quantität Witz zum Hauptmagazin aller Speise im Königreich beizusteuern, woraus bei eintretender Hungers- oder Durstnoth die Armen verpflegt werden, plötzlich sprach: „Der Moment, in dem der Witz umfällt, ist der erste, in dem sein wahrhaftes Ich sich aufrichtet.“ Ihr wißt es, daß König Ophiod, kaum hatte er diese Worte gesprochen, wirklich umfiel und nicht mehr aufstand, weil er gestorben war. Truf es sich nun, daß Königin Ixris auch in demselben Augenblick die Augen geschlossen, um sie nie wieder zu öffnen, so gerieth der Staatsrath, da es dem königlichen Paar an einiger Descendenz gänzlich fehlte, wegen der Altersfolge in nicht geringe Verlegenheit. Der Hofaltersmann, ein sinnreicher Mann, fiel endlich auf ein Mittel, die weise Regierung des Königs Ophiod dem Lande noch auf lange Jahre zu erhalten. Er schlug nemlich vor, eben so zu verfahren, wie es mit einem bekannten Geisterfürsten (König Salomo) geschah, dem, als er schon längst gestorben, die Geister noch lange gehorchten. Der Hofschlamermeister wurde, diesem Vorschlag gemäß, in den Staatsrath gezogen; der versetzte ein zierliches Gestell von Buchsbaum, das wurde dem König Ophiod, nachdem sein Körper gehörige Speisung der trefflichsten

Erhalten, unter den Stein geschoben, so daß er ganz flüchtig dasaß; vermöge eines geheimen Auges, dessen Ende wie eine Glockenschnur im Konferenzzimmer des großen Rathes herabhing, wurde aber sein Arm regiert, so daß er das Scepter hin und her schwenkte. Niemand zweifelte, daß König Ophioch lebe und regiere. Wunderbares trug sich aber nun mit der Urbargarten zu. Das Wasser des Sees, den sie gebildet, blieb hell und klar; doch statt daß sonst alle diejenigen, die hineinschauten, eine besondere Lust empfanden, gab es jetzt viele, welche, indem sie die ganze Natur und sich selbst darin erblickten, darüber in Unmuth und Zorn gerieten, weil es aller Würde, ja allem Menschenverstande, aller mühsam erworbenen Weisheit entgegen sey, die Dinge, und vorzüglich das eigne Ich, verkehrt zu schauen. Und immer mehrere und mehrere wurden dazwischen, die zuletzt behaupteten, daß die Dünste des hellen Sees den Sinn betörten und den schiedlichen Ernst umwandelten in Starrheit. Im Kerger warfen sie nun allerlei garstigen Zeug in den See, so daß er seine Spiegeleigenschaft verlor und immer trüber und trüber wurde, bis er zuletzt einem garstigen Sumpfe gleich. Dies, o weiser Magus, hat viel Unheil über das Land gebracht; denn die vornehmsten Leute schlagen sich jetzt ins Gesicht und meinen dann, das sey die wahre Ironie der Wesen. Das größte Unheil ist aber gestern geschehen, da es dem guten König Ophioch eben so ergangen, wie dem Kaiserfürsten. Der böse Holzwurm hatte unbekannt das Gefäß zernagt und plötzlich stürzte die Majestät, im besten Regieren um, vor den Augen vieles Volks, das sich in den Thronsaal gedrängt, so daß nun kein Hinsehen nicht länger zu verbergen. Ich selbst, o weiser Magus, zog gerade die Scepterschnur, welche, als die Majestät umfiel, mir im Zerreißen dermaßen ins Gesicht schnallte, daß ich dergleichen Schnurziehen auf pittelbens satt bekommen. — Du hast, o weiser Hermod, Dich immer des Landes Urbargarten getreulich angenommen; sage, was fangen wir an, daß ein würdiger Thronfolger die Regierung übernehme und der Urbargarten wieder hell und klar werde? — Der Magus Hermod versank in tiefes Nachdenken, dann aber sprach er: Darret neunmal neun Nächte, dann entblüht aus dem Urdarke die Königin des Landes! Unter dessen regiert über das Land, so gut Ihr es vermöget! — Und es geschah, daß feurige Strahlen aufgingen über dem Sumpfe, der sonst die Urdarquelle gewesen. Das waren aber die Feuergeister, die mit glühenden Augen hineinschauten und aus der Tiefe wühlten sich die Erdgeister heraus. Aus dem trocken gewordenen Boden blühte aber eine schöne Lotusblume empor, in deren Kelch ein hohes schlummerndes Kind lag. Das war die Prinzessin Mytilis, die von jenen vier Ministern, die die Kunde vom dem Magus Hermod geholt hatten, behutsam aus ihrer schönen Wiege herausgenommen und zur Regenzeit des Landes erhoben wurde. — Die gebachten vier Minister übernahmen die Vormundschaft über die Prinzessin und suchten das liebe Kind so zu hegen und zu pflegen, als es nur in ihrer Macht stand. In großenummer versanken sie aber, als die Prinzessin, da sie nun so alt geworden, um gehörig sprechen zu können, eine Sprache zu reden begann, die niemand verstand. Wen weit und breit her wurden Sprachkundige verschrieben, um die Sprache der Prinzessin zu erforschen; aber das böse entsefliche Verhängniß wollte, daß die Sprachkundigen, je gelehrter, je weiser sie waren, desto weniger die Reden des Kindes verstanden, die noch dazu ganz verständlich und verständlich klangen. Die Lotusblume hatte indessen ihren Kelch wieder geschlossen; um sie her sprudelte aber in kleinen Quellen das Krystall des reinen Wassers empor. Darüber hatten die Minister

große Freude; denn sie konnten nicht anders glauben, als daß statt des Sumpfs bald wieder der schöne Wasserspiegel der Urdarquelle ausflüchten werde. Wegen der Sprache der Prinzessin beschloßen die weisen Minister, sich, was sie schon längst hätten thun sollen, von dem Magus Hermod Rath zu holen. — Als sie in das schaurige Dunkel des geheimnißvollen Waldes getreten, als schon das Gestein des Thurms durch das dicke Gesträuch blickte, stießen sie auf einen alten Mann, der, nachdenklich in einem großen Buche lesend, auf einem Felsstück saß, und den sie für den Magus Hermod erkennen mußten. Der Kühle des Abends wegen, hatte Hermod einen schwarzen Schlafrock umgeworfen und eine Zobelmütze aufgesetzt, welches ihn zwar nicht übel kleidete, ihm aber doch ein fremdartiges, etwas finsternes Ansehen gab. Auch schien es den Ministern, als sey Hermod's Bart etwas in Unordnung gerathen; denn er gleich struppigem Buschwerk. Als die Minister demüthiglich ihr Anliegen vorgebracht hatten, erhob sich Hermod, blickte sie mit solch einem entseflich funkelnden Blick an, daß sie beinahe stracks in die Knie gesunken wären, und schlug dann eine Lache auf, die durch den ganzen Wald dröhnte und gellte, so daß die Thiere erschüchtert, fliehend durch die Büsche tauschten und das Geflügel, wie in Todesangst aufkreischend, emporbrauste aus dem Dickicht! Den Ministern, die den Magus Hermod in dieser etwas verwiderten Stimmung niemals gesehen und gesprochen, wurde nicht wohl zu Muthe; indessen harrten sie in ehrfurchtsvollem Schweigen dessen, was der große Magus beginnen werde. Der Magus setzte sich aber wieder auf den großen Stein, schlug das Buch auf und las mit feierlicher Stimme:

Es liegt ein schwarzer Stein in dunkler Halle,  
Wo einst das Königepaar, von Schlaf befangen  
Den stummen bleichen Tod auf Stirn und Wangen,  
Geharrt der Zauberfunde mächt'gem Schalle!

Und unter diesem Steine tief begraben  
Liegt, was zu aller Lebenslust erkoren  
Für Mytilis, aus Blüth' und Blum' erkoren,  
Aufstrahlt für sie, die köstlichste der Gaben.

Der bunte Vogel fängt sich dann in Nezen,  
Die Feenkunst mit zarter Hand gewoben,  
Wollenbung weicht, die Nebel sind zerflohen,  
Und selbst der Feind muß sich zum Tod verlegen!

Zum bessern Hören spizet dann die Ohren!  
Zum bessern Schauen nehm die Brill' vor Augen,  
Wollt Ihr Minister seyn, was rechtes taugen!  
Doch, bleibt Ihr Esel, seyd Ihr rein verloren! —

Damit klappte der Magus das Buch mit solcher Gewalt zu, daß es erklang, wie ein starker Donnerschlag und sämtliche Minister rücklings überstürzten. Da sie sich erholt hatten, war der Magus verschwunden. Sie wurden darüber einig, daß man um des Vaterlandes Wohls willen viel leiden müsse; denn sonst sey es ganz unausstehlich, daß der grobe Kumpen von Sterndeuter und Zauberer die vortrefflichsten Stützen des Staats heute schon zum zweitenmal Esel genannt. Uebrigens erstaunten sie selbst über die Weisheit, mit der sie das Räthsel des Magus durchschauten. In Urbargarten angekommen, gingen sie augenblicklich in die Halle, wo König Ophioch und Königin Eiris dreizehn mal dreizehn Monden schlafend zugebracht, hoben den schwarzen Stein auf, der in der Mitte des Fußbodens eingefügt, und fanden in tiefer Erde ein kleines gar herrlich geschnitztes Kästchen von dem schönsten Eisenbein. Das gaben sie der Prinzessin Mytilis in die Hände, die augenblicklich eine Feder anbrückte, so daß der Deckel aufsprang und sie das

hübsche zierliche Filetzeug herausnehmen konnte, das in dem Kästchen befindlich. Kaum hatte sie aber das Filetzeug in Händen, als sie laut auslachte vor Freuden und dann ganz vernehmlich sprach: „Großmütterlein hatte es mir in die Wiege gelegt; aber Ihr Schelm hat mir das Kleinod gestohlen und hättet mir's nicht wieder gegeben, wärt Ihr nicht auf die Nase gefallen im Walde!“ — Darauf begann die Prinzessin sogleich auf das ärmste Filet zu machen. Die Minister schickten sich, ganz Entzücken, schon an, einen gemeinschaftlichen Freudenprung zu versuchen, als die Prinzessin plötzlich erstarrte und zusammenschrankte zum kleinen niedlichen Porzellan-Püppchen. War erst die Freude der Minister groß gewesen, so war es auch nun um desto mehr ihr Jammer. Sie weinten und schluchzten so sehr, daß man es im ganzen Palast hören konnte, bis einer von ihnen plötzlich in Gedanken vertieft, einhielt, sich mit den beiden Spitzen seines Salars die Augen trocknete und also sprach: „Ministers — Kollegen — Kameraden — beinahe glaub' ich, der große Magus hat Recht, und wir sind — Nun mögen wir seyn was wir wollen! — Ist denn das Räthsel aufgelöst? — Ist denn der bunte Vogel gefangen? — Der Filet, das ist das Netz von zarter Hand gewoben, in dem er sich fangen muß.“ Auf Befehl der Minister wurden nun die schönsten Damen des Reichs, wahre Feen an Reiz und Anmuth, im Palast versammelt, welche im prächtigsten Schmuck unablässig Filet machen mußten. — Doch was half es? Der bunte Vogel ließ sich nicht blicken; die Prinzessin Mytilis blieb ein Porzellan-Püppchen, die sprudelnden Quellen des Urdarbrunnens trockneten immer mehr ein, und alle Vasallen des Reichs versanken in den bittersten Unmuth. Da geschah es, daß die vier Minister, der Verzweiflung nahe, sich hinsetzten an den Sumpf, der sonst der schöne spiegelhelle Urdarsee gewesen, in lautes Wehklagen ausbrachen und in den rührendsten Redensarten den Magus Hermod anflehten, sich ihrer und des armen Urdarlandes zu erbarmen. Ein dumpfes Stöhnen stieg aus der Tiefe, die Kotosblume öffnete den Kelch und empor aus ihm erhob sich der Magus Hermod, der mit zürnender Stimme also sprach: „Unglückliche! — Verblendete! — Nicht ich war es, mit dem Ihr im Walde sprachet; es was der böse Dämon, Dypnon selbst war es, der Euch in schlimmen Zaubertrickeln geneckt, der das unselige Geheimniß des Filettricks hinausgeschworen hat! — Doch sich selbst zum Tode hat er mehr Wahrheit gesprochen, als er wollte. Mögen die zarten Hände feischer Damen Filet machen, mag der bunte Vogel gefangen werden; aber vernehm das eigentliche Räthsel, dessen Lösung auch die Verzauerung der Prinzessin löst.“

So weit hatte der Alte gelesen, als er inne hielt, sich von seinem Sitze erhob und zu den kleinen Püppchen, die auf dem Porphyrt-Altar in der Mitte des Kreises standen, also sprach:

„Gutes vortreffliches Königspaar, theurer Ophioch, verehrteste Iris, verschmäht es nicht länger, uns zu folgen auf der Pilgerfahrt in dem bequemen Reiseanzug, den ich Euch gegeben! — Ich, Euer Freund Ruffiamonte, werde erfüllen, was ich versprach!“

Dann schaute Ruffiamonte im Kreise der Damen umher und sprach: „Es ist nun an der Zeit, daß Ihr das Gespinnst bei Seite legt und den geheimnißvollen Spruch des großen Magus Hermod sprecht, wie er ihn gesprochen aus dem Kelch der wunderbaren Kotosblume heraus.“

Während nun Ruffiamonte mit einem silbernen Stabe den Takt schlug mit heftigen Schlägen, die laut schallend auf das offene Buch niederfielen, sprachen die Damen, die ihre Sitze verlassen und einen dichteren Kreis um den Magus geschlossen, im Chor folgendes:

Wo ist das Land, des blauer Sonnenhimmel  
Der Erde Luft in reicher Mäth entzündet?  
Wo ist die Stadt, wo lustiges Getümmel  
In schönster Zeit den Ernst vom Ernst entbindet?  
Wo gaukeln froh der Fantasia Gestalten  
In bunter Welt, die klein zum Ei geründet?  
Wo mag die Nacht amuth'gen Spukes walten?  
Wer ist der Ich, der aus dem Ich gebähret  
Das Nicht-Ich kann, die eigne Brust zerpalten,  
Und schmerzlos hoch Entzücken mag bewähren?

Das Land, die Stadt, die Welt, das Ich, gefunden  
Ist Alles das, erschaut in voller Klarheit  
Das Ich, die Welt, der Keck es sich entwunden,  
Umwandelt des behörten Sinnes Karrheit,  
Trifft ihn der bleichen Unlust matter Tadel,  
Der innre Geist in kräft'ge Lebenswahrheit,  
Erschleust das Reich die wunderbare Nadel  
Des Meisters, giebt in schelmisch tollem Reden,  
Dem, was nur niedrig schien, des Herrschers Adel  
Der, der das Paar aus süßem Traum wird wecken.

Dann heil dem schönen fernen Urdarlande!  
Gereinigt, spiegelhell erglänzt sein Bronnen,  
Zerrissen sind des Dämons Kettenbände,  
Und aus der Tiefe steigen tausend Bronnen.  
Wie will sich jede Brust voll Inbrunst regen?  
In hohe Lust ist jede Quaal zerronnen,  
Was strahlt dort in des dunklen Waldes Wegen?  
Ja, welch ein Jauchzen aus der Fern' ertönt!  
Die Königin, sie kommt! — auf! Ihr entgehn!  
Sie fand das Ich! — und Hermod ist verschonet! —

Jetzt erhoben die Strauße und die Mohren ein verwirrtes Geschrei, und dazwischen quiekten und pöppelten noch viele andere seltsame Vogelstimmen. Stärker, als alle, schrie aber Giglio, der, wie aus einer Betäubung erwacht, plötzlich alle Fassung gewonnen und dem es nun war, als fey er in irgend einem burlesken Schauspiel:  
„Um tausend Gotteswillen! was ist denn das? Hört doch nur endlich auf mit dem tollen verrückten Zeuge! Seyd doch vernünftig, sagt mir doch nur, wo ich die durchlauchtige Prinzessin finde, die hochherrliche Brambilla! Ich bin Giglio Fava, der berühmteste Schauspieler auf der Erde, den die Prinzessin Brambilla liebt und zu hohen Ehren bringen wird. — So hört mich doch nur! Damen, Mohren, Strauße, laßt Euch nicht albernem Zeug vorschwätzen! Ich weiß das alles besser, als der Alte dort; denn ich bin der weiße Mohr und kein anderer!“

So wie die Damen endlich den Fava gewahr wurden, erhoben sie ein langes durchdringendes Gelächter und fuhren auf ihn los. Selbst mußte Giglio nicht, warum ihn auf einmal eine schreckliche Angst überfiel und er mit aller Mühe suchte den Damen auszuweichen. Unmöglich konnt' ihm das gelingen, wäre es ihm nicht gegliückt, indem er den Mantel auseinander spreizte, empor zu flattern in die hohe Kuppel des Saals. Nun schreuten die Damen ihn hin und her, und warfen mit großen Tüchern nach ihm, bis er ermattet niedersank. Da warfen die Damen ihm aber ein Filetzeug über den Kopf, und die Strauße brachten ein stattliches goldnes Bauer treck, worein Giglio ohne Gnade gesperrt wurde. In dem Augenblick verlosch die Ampel und alles war wie mit einem Zauberschlag verschwunden.

Da das Bauer an einem großen geöffneten Fenster stand, so konnte Giglio hinabschauen in die Straße, die aber, da das Volk eben nach den Schauspielhäusern und Pflerien geströmt, ganz öde und menschenleer war, so daß der arme Giglio, hineingepreßt in das enge Behältniß, sich in trostloser Einsamkeit befand. „Ist das das geträumte Glück?“ so brach er wehklagend los, „werth' es

ich so mit dem zarten wunderbaren Geheimniß, das in dem Palast Pistoja verschlossen? — Ich habe sie gesehen, die Mägen, die Damen, den kleinen alten Tulpenkerl, die Brause, wie sie hineingezogen sind durch das enge Thor; nur die Maulesel fehlten und die Federpagen! — Der Brambilla war nicht unter ihnen — nein, es ist nicht hier, das holde Bild meines sehnfüchtigen Verlangens, meiner Liebesinbrunst! — O Brambilla! — Brambilla! — Und in diesem schönen Kerker muß ich verächtlich verschmachten und werde nimmermehr den schönen Mähren spielen! — O! O! — O!"

„Wer lamentirt denn da oben so gewaltig?“ — So rief es von der Strafe herauf. Siglio erkannte augenblicklich die Stimme des alten Ciarlato, und ein Schrei der Hoffnung fiel in seine beängstete Brust.

„Cielonati, theurer Signor Cielonati,“ sprach Siglio ganz beweglich herab, „seyd Ihr es, den ich dort im Mondschein erblicke? — Ich sehe hier im Bauer, in einem trostlosen Zustande. — Sie haben mich hier eingesperrt wie einen Vogel! — O Gott! Signor Cielonati! Ihr seyd ein tugendhafter Mann, der den Nächsten nicht verläßt; Euch stehen wunderbare Kräfte zu Gebote, helft mir, ach helft mir aus meiner verfluchten geistlichen Lage! — O Freiheit, goldne Freiheit, wer schütz Dich mehr, als der, der im Käfig sitzt, sind seine Stäbe auch von Gold?“ — Cielonati lachte laut auf, dann aber sprach er: „Seht, Siglio, das habt Ihr als ein Surer verfluchten Nartheit, Euern tollen Einbildungen zu verdanken! — Wer heißt Euch in abgeschmackter Mummerei den Palast Pistoja betreten? Wie müßt Ihr Euch einschleichen in eine Versammlung, zu der Ihr nicht geladen?“ — „Wie,“ rief Siglio, „den höchsten aller Anzüge, den einzigen, in dem ich mich vor der angebeteten Prinzessin würdig zeigen konnte, den nennt Ihr abgeschmackte Mummerei?“ — „Eben Eure schöner Anzug ist Schuld daran,“ erwiderte Cielonati, „das man Euch so behandelt hat.“ — „Aber bin ich denn ein Vogel?“ rief Siglio voll Unmuth und Zorn.

„Allerdings haben die Damen Euch für einen Vogel gehalten,“ fuhr Cielonati fort, „und zwar für einen Hahn, auf dessen Besitz sie ganz veressen sind, nämlich für einen Selbstschnabel!“ — „O Gott!“ sprach Siglio ganz außer sich, „ich, der Siglio Fava, der berühmte magische Hahn, der weiße Mohr! — ich ein Selbstschnabel!“ — „Nun, Signor Siglio,“ rief Cielonati, „sagt mir Gehalt, schlaf, wenn Ihr könnt, recht sanft und ruhig! Aber weiß, was der kommende Tag Euch Gutes bringt!“ — „Habt Darmherzigkeit mit mir, Signor Cielonati,“ schrie Siglio, „befreit mich aus diesem verfluchten Kerker! Nimmermehr betret' ich wieder den verfluchten Palast Pistoja.“ — „Eigentlich habt Ihr es gar nicht um mich verdient,“ erwiderte der Ciarlato, „dass ich mich Surer annehme, da Ihr alle meine guten Lehren verschmähst und Euch meinem Todfeinde, dem Abbate Schiari, in die Arme werfen wollt, vor Euch, Ihr möget es nur wissen, durch schöne Asterserfe, die voll Lug und Trug sind, in dieß Unglück gestürzt hat. Doch — Ihr seyd eigentlich ein gutes Kind, und ich bin ein ehrlicher weichmüthiger Narr, das hab' ich schon oft bewiesen; darum will ich Euch retten. Ich helfe dagegen, daß Ihr mir morgen eine neue Brille und ein Exemplar des assyrischen Zahns ablaufen werdet.“ — „Alles kaufe ich Euch ab, was Ihr wollt; nur Freiheit, Freiheit schafft mir! Ich bin schon beinahe erstickt!“ — So sprach Siglio, und auf einer unsichtbaren Leiter stieg der Ciarlato zu ihm herauf, öffnete eine große Klappe des Käfigs; durch die Öffnung drängte mit Mühe sich der unglückselige Selbstschnabel.

Doch in dem Augenblick erhob sich im Palast ein verwirres Getöse und widerwärtige Stimmen quietten und plärten durcheinander. „Alle Geister, man merkt Eure Flucht,“ rief Cielonati, „Siglio, macht, daß Ihr fortkommt!“ Mit der Kraft der Verzweiflung drängte sich Siglio vollends durch, warf sich rücksichtslos auf die Strafe, raffte sich, da er durchaus nicht den mindesten Schaden genommen, auf, und rannte in voller Furie von dannen.

„Ja, der tolle Unhold, der dort körperlos liegt,“ rief er ganz außer sich, als er, in seinem Stübchen angekommen, den närrischen Anzug erblickte, in dem er mit seinem Ich gekämpft, „das ist mein Ich, und diese prinzipallichen Kleider, die hat der finstre Dämon dem Selbstschnabel gestohlen und mir anverleert, damit die schönsten Damen in unseliger Täuschung mich selbst für den Selbstschnabel halten sollen! — Ich rede Unflath, ich weiß es; aber das ist recht, denn ich bin eigentlich toll geworden, weil der Ich keinen Körper hat. — Ho ho! frisch darauf, frisch darauf, mein liebes holdes Ich!“ — Damit riß er sich wüthend die schönen Kleider vom Leibe, fuhr in den tollsten aller Maskenanzüge und lief nach dem Corso.

Alle Lust des Himmels durchströmte ihn aber, als eine anmuthige Engelsgestalt von Mädchen, das Tambourin in der Hand, ihn zum Tanz aufforderte.

Die Kupfertafel die diesem Kapitel beigeheftet, zeigt diesen Tanz des Siglio mit der unbekanntem Schönen; was sich aber ferner dabei begab, wird der geneigte Leser im folgenden Capitel erfahren.

### Sechstes Kapitel.

Wie einer tanzend zum Prinzen wurde, ohnmächtig einem Charlatan in die Arme sank und dann beim Abendessen an den Talenten seines Kochs zweifelte. — Liquor anodynus und geber Elixir ohne Ursache. — Kitzellicher Zweifelschmerz in der Knie- und Weichmuth verlustenen Freunde und dessen trauerlicher Ausgang. — Nachtheil und Unbilligkeit des Tabakschmuckens. — Gerinnungsverri eines Nachhans und neu erfundener Flugapparat. Wie die alte Braut eine Baile aufsteigt und wieder herunternimmt von der Nase.

Sie. Drehe Dich, drehe Dich stärker, wirble rastlos fort, lustiger toller Tanz! — Ha, wie so blitzschnell alles vorüberfliehet! Keine Ruhe, kein Halt! — Man-nigfache bunte Gestalten knistern auf, wie sprühende Funken eines Feuerwerks, und verschwinden in die schwarze Nacht hinein. — Die Lust jagt nach der Lust und kann sie nicht erfassen, und darin besteht ja eben wieder die Lust. — Nichts ist langweiliger, als festgewurzelt in den Boden jedem Blick, jedem Wort Rede stehen zu müssen! Möcht' deshalb keine Blume seyn, viel lieber ein goldner Käfer, der Dir um den Kopf schwirrt und summselt, daß Du vor dem Getöse Deinen eignen Verstand nicht zu vernehmen vermagst! Wo bleibt aber auch überhaupt der Verstand, wenn die Strudel wilder Lust ihn fortreißen? Bald zu schwer, zerreißt er die Fäden und versinkt in den Abgrund; bald zu leicht, fliegt er mit auf in den dunstigen Himmelskreis. Es ist nicht möglich, im Tanz einen recht verständigen Verstand zu behaupten; darum wollen wir ihn lieber, so lange unsre Touren, unsre Pas fort dauern, ganz aufgeben. — Und darum mag ich Dir auch gar nicht rede stehen, Du schmucker, stinker Geselle! — Sieh, wie Dich umkreisend ich Dir entschlüpfe in dem Augenblicke, da Du mich zu erfassen, mich festzuhalten gedachtest! — Und nun! — und nun wieder! —

Er. Und doch! — nein versteht! — Aber es kommt nur darauf an, daß man im Tanz das rechte Gleichgewicht zu beobachten, zu behalten versteht. — Darum ist es nöthig, daß jeder Tänzer etwas zur Hand nehme, als Acquilibrirfänge; und darum will ich mein breites

Schwert ziehen und es in den Lüften schwenken. — So! — Was hältst Du von diesem Sprunge, von dieser Stellung, bei der ich mein ganzes Ich dem Schwerpunkt meiner linken Fußspitze anvertraue? — Du nennst das närrischen Leichtsinns; aber das ist eben der Verstand, von dem Du nichts hältst, unerachtet man ohne denselben nichts versteht und auch das Äquilibrium, das zu manchen Dingen nütze! — Aber wie? — von bunten Bändern umflattert, wie ich, auf der linken Fußspitze schwebend, das Lambourin hoch emporgehoben, verlangst Du, ich solle mich begeben alles Verstandes, alles Äquilibrium? — Ich werfe Dir meinen Mantelzipfel zu, damit Du geblendet, strauchelnd mir in die Arme fällst! — Doch nein, nein! — so wie ich Dich erfaßte, wärft Du ja nicht mehr — schwändest hin in Nichts! Wer bist Du denn, geheimnißvolles Wesen, das aus Luft und Feuer geboren, der Erde angehört und verlockend hinausschaut aus dem Gewässer! — Du kannst mir nicht entfliehen. Doch — Du willst hinab, ich wähne Dich festzuhalten, da schwebst Du auf in die Lüfte. Bist Du wirklich der wackre Elementargeist, der das Leben entzündet zum Leben? — Bist Du die Wehmuth, das brünstige Verlangen, das Entzücken, die Himmelsluft des Seyns? — Aber immer dieselben Das — dieselben Tönen! Und doch, Schönste, bleibt ewig nur Dein Tanz, und das ist gewiß das Wunderbarste an Dir. —

Das Lambourin. Wenn Du, o Tänzer, mich so durcheinander klappern, klingen hörst, so meinst Du entweber, ich wollte Dir was weiß machen mit allerlei dummem einfältigem Gewäsche, oder ich wäre ein tölpisch Ding, das Ton und Tact Deiner Melodien nicht fassen könnte, und doch bin ich es allein, was Dich in Ton und Tact hält. Darum horche — horche — horche auf mich!

Das Schwert. Du meinst, o Tänzerin, daß hölzernen, dumpf und stumpf, tact- und tonlos, ich Dir nichts nützen kann. Aber wisse, daß es nur meine Schwingungen sind, denen der Ton, der Tact Deines Tanzes entschwebt. — Ich bin Schwert und Bither und darf die Luft verwunden mit Sang und Klang, Hieb und Stoß. — Und ich halte Dich in Ton und Tact; darum horche — horche — horche auf mich! —

Sie. Wie immer höher der Einklang unseres Tanzes steigt! — Si, welche Schritte, welche Sprünge! — Stets gewagter — stets gewagter, und doch gelingt's, weil wir uns immer besser auf den Tanz verstehen!

Er. Ha! wie tausend funkelnde Feuerkreise uns umzingeln! Welche Lust! — Stattliches Feuerwerk, nimmer kannst Du verpuffen; denn Dein Material ist ewig, wie die Zeit. — Doch — halt — halt; ich brenne — ich falle in's Feuer. —

Lambourin und Schwert. Haltet Euch fest — haltet Euch fest an uns, Tänzer!

Sie und Er. Weh mir — Schwindel — Strudel — Wirbel — erfaßt uns — hinab! —

— So lautete Wort für Wort der wunderliche Tanz, den Giglio Fava mit der Schönsten, die doch niemand anders seyn konnte, als die Prinzessin Brambilla selbst, auf die anmuthigste Weise durchtanzte, bis ihm in dem Taumel der jauchzenden Lust die Sinne schwinden wollten. Das geschah aber nicht; vielmehr war es dem Giglio, da Lambourin und Schwert nochmals ermahnten, sich festzuhalten, als sank er der Schönsten in die Arme. Und auch dieses geschah nicht; wem er an der Brust lag, war keinesweges die Prinzessin, sondern der alte Celionati.

„Ich weiß nicht, mein bester Prinz,“ begann Celionati, „denn trotz Eurer absonderlichen Vermummung habe ich Euch auf den ersten Blick erkannt wie Ihr dazu kommt, Euch auf solch' grobe Weise täuschen zu lassen, da Ihr doch sonst ein geschickter vernünftiger Herr

seyd. Gut nur, daß ich gerade hier stand und Euch in meinen Armen auffing, als die lose Dirne gerade im Begriff stand, Euch, Euren Schwindel benutzend, zu entführen.“

„Ich danke Euch recht sehr für Euren guten Willen,“ besaß Signor Celionati, „erwiderte Giglio, „aber was Ihr da sprecht von grober Täuschung, verstehe ich ganz und gar nicht und es thut mir nur leid, daß der fatale Schwindel mich verhinderte, den Tanz mit der holdseligsten aller Prinzessinnen, der mich ganz glücklich gemacht hätte, zu vollenden.“

„Was sagt Ihr?“ — fuhr Celionati fort, „glaubt Ihr denn wohl, daß das wirklich die Prinzessin Brambilla war, die mit Euch tanzte? — Nein! — Darin liegt eben der schändliche Betrug, daß die Prinzessin Euch eine Person gemeinen Standes unterschoob, um desto ungestörter andern Liebeshandel nachhängen zu können.“ — „Wäre es möglich,“ rief Giglio, „daß ich getäuscht werden konnte?“ —

„Bedenk,“ sprach Celionati weiter, „daß, wenn Eure Tänzerin wirklich die Prinzessin Brambilla gewesen wäre, wenn Ihr glücklich Euren Tanz beendet hätten, in demselben Augenblicke der große Magus hermod erschienen seyn müßte, um Euch mit Eurer hohen Braut einzuführen in Euer Reich.“

„Das ist wahr,“ erwiderte Giglio; „aber sagt mir, wie alles sich begab, mit wem ich eigentlich tanzte!“

„Ihr sollt, Ihr müßt alles erfahren,“ sprach Celionati. „Doch, ist es Euch recht, so begleite ich Euch in Euren Palast, um dort ruhiger mit Euch, o fürsichtiger Herr, reden zu können.“

„Seyd so gut,“ sprach Giglio, „mich dorthin zu führen! denn gestehen muß ich Euch, daß mich der Tanz mit der vermeintlichen Prinzessin dermaßen angegriffen hat, daß ich wanke, wie im Traum, und in Wahrheit augenblicklich nicht weiß, wo hier in unserm Rom mein Palast gelegen.“ — „Kommt nur mit mir,“ gnädigster Herr!“ rief Celionati, indem er den Giglio beim Arm ergriff und mit ihm von dannen schritt.

Es ging schnurgerade los auf den Palast Vistola. Schon auf den Marmorstufen des Portals stehend, schaute Giglio den Palast an von oben bis unten, und sprach darauf zu Celionati: „Ist das wirklich mein Palast, woran ich gar nicht zweifeln will, so find mir wunderliche Wirthsleute über den Hals gekommen, die da eben in den schönsten Sälen tolle Wirthschaft treiben und sich gebehrden, als gehöre ihnen das Haus und nicht mir. Keine Frauenzimmer, die sich herausgeputzt mit fremdem Staat, halten vornehme verständige Leute — und mögen mich die Heiligen schützen, ich glaube, mir selbst, dem Wirth des Hauses, ist es geschehen — für den seltenen Vogel, den sie fangen müssen in Netzen, die die Feenkunst mit zarter Hand gewoben, und das verursacht denn große Unruhe und Störung. Mir ist es, als wär ich hier eingesperrt gewesen in ein schnödes Gewand; darum mücht' ich nicht gern wieder hinein. Wä'r's möglich,“ besaß Celionati, „daß für heute mein Palast anderswo liegen könnte, so wä'r' es mir ganz angenehm seyn.“

„Euer Palast, gnädigster Herr!“ erwiderte Celionati, „kann nun einmal nirgends anders liegen, als eben hier, und es würde gegen allen Anstand laufen, umgesehen in ein fremdes Haus. Ihr dürft, o mein Prinz! nur daran denken, daß alles, was wir treiben und was hier getrieben wird, nicht wahr, sondern ein durchaus erlogenes Capriccio ist, und Ihr werdet von dem tollen Volke, das dort oben sein Wesen treibt, nicht die mindeste Incommodität erfahren. Schreiten wir getroßt hinein.“

„Aber sagt mir,“ rief Giglio, den Celionati, der

die Thüre öffnen wollte, zurückhaltend, „ist denn nicht die Prinzessin Brambilla mit dem Zauberer Ruffiamonte und einem zahlreichen Gefolge an Damen, Pagen, Straußen und Geseh hier eingezogen?“

„Allerdings,“ erwiderte Celsonati; „doch kann das Geseh, der Ihr doch den Palaß wenigstens eben so gut beschützt, wie die Prinzessin, nicht abhalten, ebenfalls einzutreten, geschieht es auch vor der Hand in aller Eile. Ihr werdet Euch bald darin ganz heimathlich befinden.“

Damit öffnete Celsonati die Thüre des Palaßes und schob den Siglio vor sich hinein. Es war im Vorhof alles ganz finster und grabesstill; doch erschien, als Celsonati leise an eine Thüre klopfte, bald ein kleiner sehr angenehmer Pulcinell mit brennenden Kerzen in der Hand.

„Ihr ich nicht,“ sprach Siglio zu dem Kleinen, „so habe ich schon die Ehre gehabt, Euch zu sehen,“ rief der Signor, auf dem Kutschendeckel der Prinzessin Brambilla. „So ist es,“ erwiderte der Kleine; „ich war damals in den Diensten der Prinzessin, bin es gewissermaßen noch jetzt, doch vorzüglich der unwandelbare Kammerdiener Eures gnädigsten Ichs, besser Prinz!“

Pulcinella leuchtete die beiden Ankömmlinge hinein in ein prächtiges Zimmer, und zog sich dann bescheiden zurück, bemerkend, daß er überall, wo und wenn es der König befiehlt, auf den Druck einer Feder sogleich herbeizutreten werde; denn, unerachtet er hier im untern Stock der einzige in Eiverei gekleidete Spasfroh, so ersehe er doch eine ganze Dienerschaft vermöge seiner Keckheit und Beweglichkeit.

„Ha!“ rief Siglio, sich in dem reich und prächtig geschmückten Zimmer umschauend, „ha! nun erkenne ich erst, daß ich wirklich in meinem Palaß, in meinem fürstlichen Zimmer bin. Mein Impresario ließ es machen, blieb das Geld schuldig und gab dem Maler, als er ihn mahnte, eine Ohrfeige, worauf der Maschinist den Impresario mit einer Furienschelle abprügelte! — Ja! — ich bin in meiner fürstlichen Heimath! — Doch Ihr werdet mich wegen des Tanzes aus fürchterlicher Täuschung reizen, besser Signor Celsonati. Redet, ich bitte, redet! Aber nehmen wir Platz!“

Nachdem beide, Siglio und Celsonati, auf weichen Polstern sich niedergelassen, begann dieser: „Wißt mein Fürst, daß diejenige Person, die man Euch unterstob hinter der Prinzessin, niemand anders ist, als eine artige Pugmacherin, Giacinta Soardi geheißt!“

„Ist es möglich!“ rief Siglio. — „Aber mich dünkt, Niemand hat zum Liebhaber einen miserablen bettelarmen Comödianten, Siglio Fava?“ „Allerdings,“ erwiderte Celsonati; „doch könnt Ihr es Euch wohl denken, daß eben diesem miserablen bettelarmen Comödianten, diesem Theaterprinzen die Prinzessin Brambilla nachläuft auf Stegen und Wegen und eben nur darum Euch die Pugmacherin entgegenstellt, damit Ihr vielleicht gar in tollem wahnsinnigem Mißverständnis Euch verlieben in diese und sie abwendig machen sollt dem Theaterleben?“

„Welch ein Gedanke,“ sprach Siglio, „welch ein frevellicher Gedanke! — Aber glaubt es mir, Celsonati, es ist nur ein böser dämonischer Zauber, der alles verwirrt und toll durcheinander jagt, und diesen Zauber zerstöre ich mit diesem Schwert, das ich mit tapferer Hand führen und jenen Glenden vernichten werde, der sich untersteht, es zu dulden, daß meine Prinzessin ihn liebt.“

„Thut das, besser Prinz!“ erwiderte Celsonati mit schalkischem Lachen, „mir selbst ist viel daran ge-

legen, daß der alberne Mensch je eher, desto besser, aus dem Wege geräumt wird.“

Jetzt dachte Siglio an Pulcinella und an die Diensleute, zu denen er sich erboten. Er drückte daher an irgend eine verborgene Feder; Pulcinella sprang alsobald hervor und da er, wie er versprochen, eine ganze Zahl der unterschiedlichsten Dienerschaft zu ersehen wußte, so war Koch, Kellermeister, Tafelbedienter, Mundschent beisammen, und ein leckeres Mahl in wenigen Sekunden bereitet.

Siglio fand, nachdem er sich gütlich gethan, daß man doch, was Speisen und Wein betreffe, gar zu sehr spüre, wie alles nur Eimer bereitet, herbeigebohrt und aufgetragen; denn alles käme im Geschmeck auf Ems heraus. Celsonati meinte, die Prinzessin Brambilla möge vielleicht eben deshalb Pulcinella zur Zeit aus ihrem Dienst entlassen haben, weil er in vor schnellem Eigenbinkel alles selbst und allein besorgen wolle, worüber er schon oft mit Arlecchino in Streit gerathen, der sich dergleichen ebenfalls annahm. —

In dem höchst merkwürdigen Originalcapriccio, dem der Erzähler genau nacharbeitet, befindet sich hier eine Lücke. Um musikalisch zu reden, fehlt der Uebergang von einer Tonart zur andern, so daß der neue Akkord ohne alle gehörige Vorbereitung losschlägt. In man könnte sagen, das Capriccio bräche ab mit einer unaufgelösten Dissonanz. Es heißt nämlich, der Prinz (es kann kein anderer gemeint seyn, als Siglio Fava, der dem Siglio Fava den Tod drohte) sey plötzlich von entsetzlichem Bauchgrimmen heimgesucht worden, welches er Pulcinellas Gerichten zugeschrieben, dann aber, nachdem ihn Celsonati mit Liquor anodinus bedient, eingeschlafen, worauf ein großer Lärm entstanden. — Man erfährt weder was dieser Lärm bedeutet, noch wie der Prinz, oder Siglio Fava nebst Celsonati aus dem Palaß Vistoja gekommen.

Die fernere Fortsetzung lautet ungefähr wie folgt: So wie der Tag zu sinken begann, erschien eine Maske im Corso, die die Aufmerksamkeit Aller erregte, ihrer Seltsamkeit und Tollheit halber. Sie trug auf dem Haupt eine wunderliche, mit zwei hohen Hahnsfedern geschmückte Kappe, dazu eine Larve mit elephantrüsselartiger Nase, auf der eine große Brille saß, ein Wamms mit dicken Knöpfen, dazu aber ein hübsches himmelblau seidnes Beinkleid mit dunkelrothen Schleißen, rosenfarbene Strümpfe, weiße Schuhe mit dunkelrothen Bändern und ein schönes spitzes Schwert an der Seite.

Der geneigte Leser kennt diese Maske schon aus dem ersten Kapitel und weiß daher, daß dahinter niemand anders stecken kann, als Siglio Fava. Kaum hatte aber diese Maske den Corso ein paarmal durchwandelt, als ein toller Capitan Pantalon Brighella, wie er auch schon oftmals in diesem Capriccio sich gezeigt, hervor und mit zornfunkelnden Augen auf die Maske zusprang, schreiend: „Trefse ich Dich endlich, verruchter Theaterheld! — Schnöder weißer Mohr! — Nicht entgehen sollst Du mir jetzt! — Zieh Dein Schwert, Hahnsfuß, vertheidige Dich, oder ich stoße Dir mein Holz in den Leib!“

Dabei schwenkte der abentheuerliche Capitan Pantalon sein breites hölzernes Schwert in den Lüften; Siglio gerieth indessen über diesen unerwarteten Anfall nicht im mindesten außer Fassung, sondern sprach vielmehr ruhig und gelassen: „Was ist denn das für ein ungeschlachter Grobian, der sich mit mir hier duelliren will, ohne das geringste davon zu verstehen, was ächte Ritterfittie heißt? Hört, mein Freund! erkennt Ihr mich wirklich an als den weißen Mohren, so müßt Ihr ja wissen, daß ich Held und Ritter bin, wie einer, und daß

nur wahre Courtoise mich heißt, einherzugehen in himmelblauen Beinkleidern, Rosastrümpfen und weißen Schuhen. Geißt der Ballanzug in König Arthurs Manier. Dabei blüht aber mein gutes Schwert an meiner Seite und ich werde Euch ritterlich stehen, wenn Ihr ritterlich mich angreift und wenn Ihr was rechtes seyd und kein ins Römische übersehter Handwurf!" —

„Verzeiht, o weiser Mohr," sprach die Maske, „das ich auch nur einen Augenblick außer Augen setzte, was ich dem Helden, dem Ritter schuldig bin! Aber so wahr fürstliches Bluth in meinen Adern fließt, ich werde Euch zeigen, daß ich mit eben solchem Augen vortreffliche Ritterbücher gelesen, als Ihr." —

Darauf trat der fürstliche Capitan Pantalon einige Schritte zurück, hielt sein Schwert in Fehthstellung dem Giglio entgegen und sprach mit dem Ausdruck des innigsten Wohlwollens: „Ist es\* gefällig?" — Giglio riß, seinen Gegner zierlich grüßend, den Degen aus der Scheide und das Gefecht hub an. Man merkte bald, daß beide, der Capitan Pantalon und Giglio, sich auf solch ritterliches Beginnen gar gut verstanden. Fest in dem Boden wurzelten die linken Füße, während die rechten bald stampfend ausgeschritten zum kühnen Anfall, bald sich zurückzogen in die vertheidigende Stellung. Leuchtend fuhren die Klängen durcheinander, blitzschnell folgte Stoß auf Stoß. Nach einem heißen bedröhlischen Gange mußten die Kämpfer ruhen. Sie blickten einander an, und es ging mit der Wuth des Zweikampfs solch eine Liebe in ihnen auf, daß sie sich in die Arme fielen und sehr weinten. Dann begann der Kampf aufs neue mit verboppelter Kraft und Gewandtheit. Aber als nun Giglio einen wohlberchneten Stoß seines Gegners wegschleudern wollte, saß dieser fest in der Bandschleife des linken Beinkleids, so daß sie ächzend hinabsiel. „Halt!" schrie Capitan Pantalon. Man untersuchte die Wunde und fand sie unbedeutend. Ein paar Stecknadeln reichten hin, die Schleife wieder zu befestigen. „Ich will mein Schwert in die linke Hand nehmen," sprach nun der Capitan Pantalon, „weil die Schwere des Holzes meinen rechten Arm ermattet. Du kannst Deinen leichten Degen immer in der rechten Hand behalten." „Der Himmel sey vor," erwiderte Giglio, „daß ich Dir solche Unbill anthue! Auch ich nehme meinen Degen in die linke Hand; denn so ist es recht und nützlich, da ich Dich so besser treffen kann." „Komm an meine Brust, guter edler Kamerad," rief der Capitan Pantalon. Die Kämpfer umarmten sich wiederum und heulten und schluchzten ungemein vor Rührung über die Herrlichkeit ihres Beginns und fielen sich grimmig an. „Halt!" schrie nun Giglio, als er bemerkte, daß sein Stoß saß in der Hutkrempe des Gegners. Dieser wollte Anfangs von keiner Verletzung was wissen; da ihm aber die Krempe über die Nase herabhing, mußte er wohl Giglio's edelmüthige Hülfleistung annehmen. Die Wunde war unbedeutend; der Hut, nachdem ihn Giglio zurecht gerückt, blieb noch immer ein nobler Filz. Mit vermehrter Liebe blickten sich die Kämpfer an, jeder hatte den andern als rühmlich und tapfer erprobt. Sie umarmten sich, weinten, und hoch flammte die Stuth des erneuerten Zweikampfs. Giglio gab eine Wölfe, an seine Brust prallte des Gegners Schwert und er fiel entsezt rücklings zu Boden.

Des tragischen Ausganges unerachtet schlug doch das Volk, als man Giglio's Leichnam wegtrug, ein Gelächter auf, vor dem der ganze Corso erbebt, während der Capitan Pantalon kaltblütig sein breites hölzernes Schwert in die Scheide stieß und mit stolzen Schritten den Corso hinabwanbelte. —

„Ja, es ist beschlossen," sprach die alte Beatrice, „den Weg weise ich dem alten häßlichen Charlatan, dem

Signor Gelionati, wenn er sich wieder hier blicken läßt und meinem süßen holden Kinde den Kopf verrücken will. Und am Ende ist auch Meister Becapi einverstanden mit seinen Narrheiten." — Die alte Beatrice mochte in gewisser Art Recht haben; denn seit der Zeit, daß Gelionati es sich angelegen seyn ließ, die anmuthige Pugmacherin, Giacinta Coardi, zu besuchen, schien ihr ganzes Innres wie umgekehrt. Sie war wie im ewig fortbauenden Traum befangen und sprach zuweilen solch abentheuerliches verwirrtes Zeug, daß die Alte um ihren Verstand besorgt war. Die Hauptidee Giacinta's, um die sich alles drehte, war, wie der geeignete Leseer schon nach dem vierten Kapitel vermuthen kann, daß der reiche herrliche Prinz Cornelio Ghiapperi sie liebe und um sie freien würde. Beatrice meinte dagegen, daß Gelionati, der Himmel wisse warum, darauf ausgeht, der Giacinta was weiß zu machen; denn hätte es seine Wichtigkeit mit der Liebe des Prinzen, so sey gar nicht zu begreifen, warum er nicht schon längst die Geliebte aufgesucht in ihrer Wohnung, da die Prinzen, darin sonst gar nicht so blöde. Und dann wären doch auch die paar Decaten, die Gelionati ihnen zusteckte, durchaus nicht der Festigkeit eines Fürsten würdig. Am Ende gäb' es gar keinen Prinzen Cornelio Ghiapperi; und gäb' es auch wirklich einen, so habe ja der alte Gelionati selbst, so wisse es, auf seinem Gerüst von St. Carlo dem Volke verkündigt, daß der asprische Prinz, Cornelio Ghiapperi, nachdem er sich einen Backzahn austreiben lassen, abhanden gekommen und von seiner Braut, der Prinzessin Brambilla, aufgesucht würde.

„Seht Ihr wohl," rief Giacinta, indem ihr die Augen leuchteten, „da habt Ihr den Schlüssel zum ganzen Geheimniß, da habt ihr die Ursache warum der gute edle Prinz sich so sorglich verbirgt. Da er in Liebe zu mir ganz und gar glüht, fürchtet er die Prinzessin Brambilla und ihre Ansprüche, und kann sich doch nicht entschließen, Rom zu verlassen. Nur in der selbstsamsten Verummung wagt er es, sich im Corso sehen zu lassen, und eben der Corso ist es, wo er mir die unzweideutigen Beweise seiner zärtlichsten Liebe gegeben. Bald geht aber ihm, dem theuern Prinzen und mir der goldne Glückstern auf in voller Klarheit. — Erinnerung Ihr Euch wohl eines gekennhaften Comödianten, der mir sonst den Hof machte, ein's gewissen Giglio Fava?"

Die Alte meinte, daß dazu eben kein besonderes Gedächtniß gehöre, da der arme Giglio, der ihr noch immer lieber sey, als ein ungebildeter Prinz, erst vorgestern bei ihr gewesen, und sich das leckerere Mahl, das sie ihm bereitet, wohl schmecken lassen.

„Wollt Ihr's wohl glauben, Alte," fuhr Giacinta fort, „daß die Prinzessin Brambilla diesem armseligen Schlucker nachläßt? — So hat es Gelionati mit verschert. Aber so wie sich der Prinz noch scheut, öffentlich aufzutreten als der meinige, so trägt die Prinzessin noch allerlei Bedenken, ihrer vorigen Liebe zu entsagen und den Comödianten Giglio Fava zu erheben auf ihren Thron. Doch in dem Augenblick, wenn die Prinzessin dem Giglio ihre Hand reicht, empfängt der Prinz hochbeglückt die meinige." —

„Giacinta," rief die Alte, „was für Thorheiten, was für Einbildungen!"

„Und was Ihr davon sagt," sprach Giacinta weiter, „daß der Prinz es bis jetzt verschmäht hat, die Geliebte aufzusuchen in ihrem eigenen Kämmerlein, so ist das grundfalsch. Ihr glaubt es nicht, welcher anmuthigen Künste sich der Prinz bedient, um mich unbelauscht zu sehen. Denn Ihr müßt wissen, daß mein Prinz nebst andern löblichen Eigenschaften und Kenntnissen, die er besitzt, auch ein großer Zauberer ist. Daß



einmal zur Nacht mich besuchte, so klein, so niedlich, so allerliebste, daß ich ihn hätte aufessen mögen, wenn will ich gar nicht denken. Aber oft erscheint er mir, selbst wenn Ihr zugegen, plötzlich hier mitten in unserem kleinen Gemach, und es liegt nur an dem, daß Ihr weder den Prinzen, noch all' die Herrschlichen erblickt, die sich dann aufthun. Das unser enges Gemach sich dann ausdehnt zum großen herrlichen Saal mit Marmorwänden, golddurchwirkten Teppichen, damastnen Ruhebetten, Tischen und Stühlen von Ebenholz und Eisenbein, will mir noch nicht so gefallen, als wenn die Mauern gänzlich schwinden, wenn ich mit dem Geliebten Hand in Hand wandle in dem schönsten Garten, wie man ihn sich nur denken mag. Daß Du, Alte, die himmlischen Düfte nicht empfinden vermagst, die in diesem Paradiese wehen, wundert mich gar nicht, da Du die häßliche Gewohnheit hast, Dir die Nase mit Tabak vollzustopfen und nicht unterlassen kannst, selbst in Gegenwart des Prinzen Dein Döschen herauszuziehen. Aber das Backentuch schiffst Du wenigstens wegstun von den Ohren, um den Gesang des Gartens zu vernehmen, der den Sinn schwingen nimmt ganz und gar und vor dem jedes irdische Leid schwindet und auch der Zahnschmerz. Du kannst es durchaus nicht unrichtlich finden, wenn ich es sage, daß der Prinz mich auf beide Schultern küßt; denn Du siehst es ja, wie dann mir augenblicklich die schönsten, buntesten, gleißendsten Schmetterlingsflügel herauswachsen und wie ich mich emporhebe hoch — hoch, in die Lüfte. — Ha! — das ist erst die rechte Lust, wenn ich mit dem Prinzen so durch das Auz des Himmels ziehe. — Alles, was Erd' und Himmel herrlich hat, allen Reichthum, alle Schätze, die, vertragen im tiefsten Schacht der Schöpfung, nur geahnet werden, gehen dann auf vor meinem trunkenen Blick und alles — alles ist mein! — Und Du sagst, Alte, daß der Prinz karg sey und mich in Armuth lasse, unerachtet seiner Liebe? — Aber Du meinst vielleicht nur, wenn der Prinz zugegen, sey ich reich; und auch das ist nicht einmal wahr. Sieh, Alte, wie in diesem Augenblicke, da ich nur von dem Prinzen rede und von seiner Herrlichkeit, sich unser Gemach so schön geschmückt hat. — Sieh diese seidenen Vorhänge, diese Teppiche, diese Spiegel, vor allen Dingen aber jenen köstlichen Schrank, dessen Keupers würdig ist des reichen Inhalts! Denn Du darfst ihn nur öffnen und die Goldrollen fallen Dir in den Schoos. Und was meinst Du zu diesen schmucken Rosen, Rosen, Pagen, die mir der Prinz indessen, der ganze glänzende Hofstaat meinen Thron umgeben, zur Bedienung angewiesen hat?!

Bei diesen Worten trat Giacinta vor jenen Schrank, den der geneigte Leser schon im ersten Kapitel geschaut hat und in dem sehr reiche, aber auch sehr feltame überaus kostbare Anzüge hingen, die Giacinta auf Besatz's Bestellung ausstaffirt hatte und mit den sie jetzt im leisen Gespräch begann.

Die Alte schaute kopfschüttelnd dem Treiben Giacinta's zu, dann begann sie: „Gott tröste Euch, Giacinta! über Ihr seyd befangen in argem Wahn, und ich werde den Reichthum holen, damit er den Teufel vertreibe, der hier spukt. — Aber ich sag' es, Alles ist die Schuld des verrückten Charlatans, der Euch den Prinzen in den Kopf gesetzt und des albernen Schneiders, der Euch die tollen Maskenkleider in Arbeit gegeben hat. — Doch nicht scheuten will ich! — Besinne Dich, mein holdes Kind, meine liebe Giacintinetta, komm zu Dir, sey artig, wie zuvor!“

Giacinta setzte sich schweigend in ihren Sessel, stützte das Köpfchen auf die Hand und schaute sinnend vor sich nieder!

„Und wenn unser guter Giglio seine Seitensprünge läßt“ — sprach die Alte weiter, „doch halt — Giglio! — Si! indem ich Dich so anschau, Giacintchen, kommt mir in den Sinn, was er uns einmal vorlas aus dem kleinen Buche. — Warte — warte — warte — das paßt auf Dich vortrefflich.“ — Die Alte holte aus einem Korbe unter Bändern, Spitzen, Seidenlappen und andern Materialien des Puges, ein kleines sauber gebundenes Büchlein hervor, setzte ihre Brille auf die Nase, kauerte nieder vor Giacinta und las:

„War es an dem einsamen Moosufer eines Waldbaches, war es in einer duftenden Jasminlaube? — Nein — ich besinne mich jetzt, es war in einem kleinen freundlichen Gemach, das die Strahlen der Abendsonne durchleuchteten, wo ich sie erblickte. Sie saß in einem niedrigen Lehnstuhl, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, so daß die dunklen Locken muthwillig sich sträubten und hervorquollen zwischen den weißen Fingern. Die Linke lag auf dem Schoos und zupfte spielend an dem seidenen Bande, das sich losgeriselt von dem schlanken Leib, den es umgürtet. Willkührlos schien der Bewegung dieser Hand das Füßchen zu folgen, dessen Spitze nur eben unter dem faltenreichen Gewande hervorguckte und leise auf- und niedererschlug. Ich sag' es Euch, so viel Anmuth, so viel himmlischer Liebreiz war über ihre ganz Gestalt hingegossen, daß mir das Herz bebte vor namenlosem Entzücken. Den Ring des Gyges wünscht' ich mir: sie sollte mich nicht sehen; denn von meinem Blick berührt würde sie, fürchtete ich, in die Luft verschwinden, wie ein Traumbild! — Ein süßes goldseliges Lächeln spielte um Mund und Wange, leise Seufzer drängten sich durch die rubinrothen Lippen und trafen mich wie glühende Liebespfeile. Ich erschrak; denn ich glaubte, ich hätte laut ihren Namen gerufen im jähen Schmerz inbrünstiger Borne! — Doch, sie gewahrte mich nicht, sie sah mich nicht. — Da wagt ich es ihr in die Augen zu blicken, die starr auf mich gerichtet schienen, und in dem Widerschein dieses holdseligen Spiegels ging mir erst der wundervolle Zaubergarten auf, in den das Engelsbild entrückt war. Glänzende Luftschlöffer öffneten ihre Thore und aus diesen strömte ein lustiges buntes Volk, das fröhlich jauchzend der Schönsten die herrlichsten reichsten Gaben darbrachte. Aber diese Gaben waren ja eben alle Hoffnungen, alle sehnächtigen Wünsche, die aus der innersten Tiefe des Gemüths heraus ihre Brust bewegten. Höher und heftiger schwellen, gleich Lilienwogen, die Spitzen über dem blendenden Busen, und ein schimmerndes Inkarnat leuchtete auf den Wangen. Denn nun erst wurde das Geheimniß der Musik wach und sprach in Himmelslauten das Höchste aus. — Ihr könnt mir glauben, daß ich nun wirklich selbst im Widerschein jenes wunderbaren Spiegels, mitten im Zaubergarten stand.“

„Das ist alles nun sehr hübsch und artig gesagt,“ sprach die Alte, indem sie das Buch zuklappte und die Brille von der Nase nahm, „aber Du lieber Himmel, was für ausschweifende Redensarten, um doch eigentlich weiter nichts auszudrücken, als daß es nichts Anmuthigeres, und für Männer von Sinn und Verstand nichts Verführerischeres giebt, als ein schönes Mädchen, das in sich vertieft da sitzt und Luftschlöffer baut. Und das paßt, wie gesagt, sehr gut auf Dich, meine Giacintina, und alles, was Du mir da vorgeschwaht hast vom Prinzen und seinen Kunststücken, ist weiter nichts, als der lautgewordene Traum, in den Du versunken.“

„Und wenn es denn wirklich so wäre,“ erwiderte Giacinta, indem sie sich vom Sessel erhob und wie ein fröhliches Kind in die Händchen klatschte, „gleich ich

denn nicht eben deshalb dem amuthigen Zauberbilde, von dem Ihr eben laset? — Und daß Ihr's nur wißt, Worte des Prinzen waren es, die, als Ihr aus Giglio's Buch etwas vorlesen wolltet, willkürlich über Eure Lippen flossen."

### Siebentes Kapitel.

Wie einem jungen artigen Menschen auf dem Caffè greco abendliche Dinge zugemuthet wurden, ein Impressario Neue empfand und ein Schauspielermodell an Trauerspielen des Abbate Chiari fand. Chronischer Qualismus und der Doppelprinz, der in die Quere dachte. Wie Jemand eines Augenblicks halber verkehrt sah, sein Land verlor und nicht spazieren ging. — Jant, Streit und Trennung.

Unmöglich wird sich der geneigte Leser darüber beschweren können, daß der Autor ihn in dieser Geschichte durch zu weite Gänge hin und her ermüde. In einem kleinen Kreise, den man mit wenigen hundert Schritten durchmisst, liegt alles hübsch beisammen: der Corso, der Palast Pistoja, der Caffè greco u. s. w., und, den geringen Sprung nach dem Lande Urdargarten abgerechnet, bleibt es immer bei jenem kleinen, leicht zu durchwandeln den Kreise. So bedarf es jetzt nur weniger Schritte und der geneigte Leser befindet sich wieder in dem Caffè greco, wo, es sind erst vier Kapitel her, der Marktstreiter Gelionati deutschen Jünglingen die wunderliche und wunderbare Geschichte von dem Könige Dphioch und der Königin Liris erzählte.

Also! — In dem Caffè greco saß ganz einsam ein junger hübscher, artig gekleideter Mensch, und schien in tiefe Gedanken versunken; so daß er erst, nachdem zwei Männer, die unterdessen hineingetreten und sich ihm genähert, zwei, dreimal hintereinander gerufen hatten „Signor — Signor — mein besser Signor!“ wie aus dem Traum erwachte und mit höflich vornehmendem Anslande fragte, was den Herren zu Diensten stehe!

Der Abbate Chiari — es ist nehmlich zu sagen, daß die beiden Männer niemand anders waren, als eben der Abbate Chiari, der berühmte Dichter des noch berühmteren weisen Mähren und jener Impressario, der das Trauerspiel mit der Farce vertauscht — der Abbate Chiari begann alsbald: „Mein besser Signor Giglio, wie kommt es, daß Ihr Euch gar nicht mehr sehen lasset, daß man Euch mühsam aussuchen muß durch ganz Rom? — Seht hier einen reinen Genie, wieder gut machen, der Euch allen Schaden reichlich ersetzen will!“ „Ja, Signor Giglio,“ nahm der Impressario das Wort, „ich bekenne frei meinen Unverstand, meine Verblendung. — Wie war es möglich, daß ich Euer Genie verkennen, daß ich nur einen Augenblick daran zweifeln konnte, in Euch allein meine ganze Stütze zu finden! — Kehrt zurück zu mir, empfängt auf meinem Theater auf's neue die Bewunderung, den lauten stürmischen Beifall der Welt!“

„Ich weiß nicht, meine Herren, was Ihr eigentlich von mir wollt,“ erwiderte der junge artige Mensch, indem er beide, den Abbate und den Impressario, ganz verwundert anblickte. — „Ihr redet mich mit einem fremden Namen an, Ihr sprecht von mir ganz unbekannt Dingen — Ihr thut, als wäre ich Euch bekannt, unerachtet ich mich kaum erinnere, Euch jemals in meinem Leben gesehen zu haben!“

„Necht thust Du, Giglio, mich so schön zu behandeln, so zu thun, als ob Du mich gar nicht kenntest,“ sprach der Impressario, dem die hellen Thränen in die Augen kamen, „denn ein Esel war ich, als ich Dich

fortjaagte von den Brettern. Doch — Giglio! sey nicht unversöhnlich, mein Junge! — Her die Hand!“

„Denk, guter Signor Giglio, an mich, an den weisen Mähren,“ fiel der Abbate dem Impressario in die Rede, „und daß Ihr denn doch auf andere Weise nicht mehr Ruhm und Ehre einenden könntet, als auf der Bühne dieses wackeren Mannes, der den Arlecchino seinem ganzen saubern Anhang zum Teufel gejagt, und aufs neue das Glück errungen hat, Trauerspiele von mir zu erhalten und aufzuführen.“

„Signor Giglio,“ sprach der Impressario weiter, „Ihr sollt selbst Euren Gehalt bestimmen; ja Ihr sollt selbst nach freier Willkür Euren Anzug zum weisen Mähren wählen, und es soll dabei mir auf ein paar Ellen unächter Pressen, auf ein Päckchen Füttern mehr durchaus nicht ankommen.“

„Und ich sage Euch,“ rief der junge Mensch, „daß alles, was Ihr da vorbringt, mir unaufsäbares Räthsel ist und bleibt.“

„Ha, ich verstehe Euch, Signor Giglio Fava,“ schrie nun der Impressario voller Wuth, „ich verstehe Euch ganz; ich weiß nun alles. — Der verfluchte Satum von — nun, ich mag seinen Namen nicht nennen, der mit nicht Gift auf meine Lippen komme — der hat Euch gefangen in seinen Netzen, der hält Euch fest in seinen Klauen. — Ihr seyd engagirt — Ihr seyd engagirt. Aber ha ha ha — zu spät werdet Ihr es bereuen, wenn Ihr bei dem Schuft, bei dem erbärmlichen Schandkermeister, den ein toller Wahnsinn lächerlichen Dünkels treibt, wenn Ihr bei dem —“

„Ich bitte Euch, besser Signor! gerathet nicht in Eige, bleibet sein gelassen!“ unterbrach der junge Mensch den zornigen Impressario. „Ich errathe jetzt das ganze Mißverständnis. Nicht wahr, Ihr haltet mich für einen Schauspieler, Namens Giglio Fava, der, wie ich vernommen, ehemals in Rom als ein vortrefflicher Schauspieler gegläntzt haben soll, unerachtet er im Grunde niemals was getaugt hat?“

Weibe, der Abbate und der Impressario, starrten den jungen Menschen an, als erblickten sie ein Gespenst.

„Wahrscheinlich waret Ihr, meine Herren, von Rom abwesend und kehret erst in diesem Augenblick zurück,“ fuhr der junge Mensch fort, „denn sonst würd' es mich Wunder nehmen, daß Ihr das nicht vernommen haben solltet, wovon ganz Rom spricht. Leid sollte es mir thun, wenn ich der erste wäre, von dem Ihr erfahret, daß jener Schauspieler, Giglio Fava, den Ihr sucht und der Euch so werth zu seyn scheint, gestern auf dem Corso im Zweikampf niedergestossen wurde. — Ich selbst bin nur zu sehr von seinem Tode überzeugt.“

„O schön, o über alle Maßen schön und herrlich!“ rief der Abbate. — „Also das war der berühmte Schauspieler Giglio Fava, den ein unsinniger fragenloser Kerl gestern niederstieß, daß er beide Beine in die Höhe hebrte? Wahrlich, mein besser Signor, Ihr müßt Fremdling in Rom und wenig bekannt seyn mit unsern Cameralepöphen; denn sonst würdet Ihr es wissen, daß die Leute, als sie den vermeintlichen Leichnam aufheben und forttragen wollten, nur ein hübsches, aus Pappendeckel geformtes Modell in Händen hatten, worüber denn das Volk in ein unmäßiges Gelächter ausbrach.“

„Mir ist unbekannt,“ sprach der junge Mensch weiter, „inwiefern der tragische Schauspieler Giglio Fava nicht wirklich Fleisch und Blut hatte, sondern nur aus Pappendeckel geformt war; gewiß ist es aber, daß sein ganzes Inneres bei der Sektion, mit Rollen aus dem Trauerspielen eines gewissen Abbate Chiari erfüllt gefunden wurde, und daß die Kerzte nur der schrecklichen Ueberfüllung, der völligen Berrüttung aller verdauenden Prinzipien durch den Genuß gänzlich kraft- und fester

ihre Räubermittel, die Tödtlichkeit des Stofes, den Giglio Fava vom Gegner erhalten, zuschrieben."

Bei diesen Worten des jungen Menschen brach der Kreis in ein schallendes Gelächter aus.

Unvermerkt hatte sich nehmlich während des merkwürdigen Gesprächs der Caffè greco mit den gewöhnlichen Gästen gefüllt, und vornehmlich waren es die deutschen Künstler, die einen Kreis um die Sprechenden geschafften.

War erst der Impresario in Born gerathen, so brach auch bei dem Abbate noch viel ärger die innere Wuth aus. „Ja, Giglio Fava! darauf hattet Ihr es abgesehen, Euch verdanke ich allen Skandal auf dem Corso!"

„Wartet — meine Rache soll Euch treffen — versichmetern. —"

Da nun aber der beleidigte Poet ausbrach in niedrige Schimpfwörter, und sogar Miene machte, mit dem Impresario gemeinschaftlich den jungen artigen Menschen anzugreifen, so erfaßten die deutschen Künstler beide und warfen sie ziemlich unsanft zur Thüre hinaus, so daß sie klüppelnd bei dem alten Gelionati vorüberflogen, der ihnen eintreten wollte und der ihnen ein „glückliche Reise!" nachrief.

Es wie der junge artige Mensch den Charlatano gezwungen, ging er schnell auf ihn los, nahm ihn bei der Hand, führte ihn in eine entfernte Ecke des Zimmers und begann: „Wäret Ihr doch nur früher gekommen, besäße Signor Gelionati, um mich von zwei Ueberlästigen zu befreien, die mich durchaus für den Schauspieler Giglio Fava hielten, den ich — ach Ihr wißt es ja! — gestern in meinem unglücklichen Paroxysmus auf dem Corso niederstieß, und die mir allerlei abscheuliche Dinge zumutheten. — Sagt mir, bin ich denn wirklich jenen Fava so ähnlich, daß man mich für ihn ansehen kann?"

„Zweifelt nicht, gnädigster Herr," erwiderte der Charlatano höflich, ja beinahe ehrerbietig grüßend, „daß Ihr, was Eure angenehmen Gesichtszüge betrifft, in der That jenem Schauspieler ähnlich genug seht, und es war daher sehr gerathen, Euern Doppelgänger aus dem Wege zu räumen, welches Ihr sehr geschickt anzufangen wußtet. Was den albernern Abbate Chiari sammt seinem Impresario betrifft, so rechnet ganz auf mich, mein Prinz. Ich werde Euch allen Anfechtungen, die Eure vollkommene Genesung aufhalten könnten, zu entzweien wissen. Es ist nichts leichter, als einen Schauspieler mit einem Schauspielerdichter dermaßen zu verwechseln, daß sie grimmig auf einander losgehen und im wüthenden Kampf einander aufreffen, wie jene beiden Löwen, von denen nichts übrig blieb, als die beiden Schwänze, die, schreckliches Denkmal verübten Mordes, auf dem Kampfplatz gefunden wurden. — Nehmt Euch doch ja nicht Eure Ähnlichkeit mit dem Trauerspieler aus Pappdeckel zu Herzen! Denn so eben vernahm ich daß die jungen Leute dort, die Euch von Euern Verfolgern befreien, ebenfalls glauben, Ihr wäret nun einmal kein anderer, als eben der Giglio Fava."

„O mein bester Signor Gelionati," sprach der junge artige Mensch leise, „verrathet doch nur um des Himmels Willen nicht, wer ich bin! Ihr wißt es ja, warum ich so lange verborgen bleiben muß, bis ich völlig genesen."

„Euch unbekannt, mein Prinz," erwiderte der Charlatano; „ich werde, ohne Euch zu verrathen, so viel von Euch sagen, als nöthig ist, um die Achtung und Freundschaft jener jungen Leute zu gewinnen, ohne daß es ihnen einfallen darf zu fragen, wess Namens und Standes Ihr seyd. Thut für's erste so, als wenn Ihr uns gar nicht beachtetet! schaut zum Fenster hinaus,

oder lest Zeitungen, dann könntet Ihr Euch später in unser Gespräch mischen. Damit Euch aber das, was ich spreche, gar nicht geniert, werde ich in der Sprache reden, die eigentlich nur für die Dinge paßt, die Euch und Eure Krankheit betreffen und die Ihr zur Zeit nicht versteht."

Signor Gelionati nahm, wie gewöhnlich, Platz unter den jungen Deutschen, die noch unter lautem Lachen davon redeten, wie sie den Abbate und den Impresario, als sie dem jungen artigen Mann zu Leibe gewollt, in möglichster Eile hinausbefördert hatten. Mehrere fragten dann den Alten, ob es denn wirklich nicht der bekannte Schauspieler Giglio Fava sey, der dort zum Fenster hinauslehne, und als dieser es verneint und vielmehr erklärt, daß es ein junger Fremder von hoher Abkunft sey, meinte der Maler Franz Reinhold (der geneigte Leser hat ihn schon in dem dritten Kapitel gesehen und gehört), daß er es gar nicht begreifen könne, wie man eine Ähnlichkeit zwischen jenem Fremden und dem Schauspieler Giglio Fava finden wollte. Zugeben müsse er, daß Mund, Nase, Stirn, Auge, Wuchs beider sich in der äußern Form gleichen könnten; aber der geistige Ausdruck des Antlitzes, der eigentlich die Ähnlichkeit erst schaffe und den die meisten Porträtmaler, oder vielmehr Gesichtsschreiber, nicht aufzufassen und daher wahrhaft ähnliche Bilder zu liefern niemals vermöchten, eben dieser Ausdruck sey zwischen beiden so himmelweit verschieden, daß er seiner Seite den Fremden nie für den Giglio Fava gehalten hätte. Der Fava habe eigentlich ein nichts sagendes Gesicht, wogegen in dem Gesicht des Fremden etwas Seltsames liege, dessen Bedeutung er selbst nicht verstehe.

Die jungen Leute forderten den alten Charlatano auf, ihnen wiederum etwas, daß der wunderbaren Geschichte von dem König Daphnoch und der Königin Liris gleiche, die ihnen überaus wohlgefallen, oder vielmehr den zweiten Theil dieser Geschichte selbst vorzutragen, den er ja von seinem Freunde, dem Zauberer Ruffiamonte oder Hermod im Palast Pistoja, erfahren haben müsse.

„Was zweiter Theil — was zweiter Theil?" rief der Charlatano. „Hab' ich denn neuerdings plötzlich inne gehalten, mich geräuspert und dann mich verbeugend gesagt: die Fortsetzung folgt künftig? — Und überdem hat mein Freund, der Zauberer Ruffiamonte, den weiteren Verlauf jener Geschichte bereits vorgelesen im Palast Pistoja. Eure Schuld ist es und nicht die meine, daß Ihr das Collegium versäumtet, dem auch, wie es jetzt Mode ist, wißbegierige Damen beiwohnten; und sollte ich das alles jetzt noch einmal wiederholen, so würde das einer Person entsetzliche Langeweile erregen, die uns nie verläßt und die sich auch in jenem Collegio befand, mithin schon alles weiß. Ich meine nehmlich den Leser des Capriccio's, Prinzessin Brambilla geheißnen, einer Geschichte, in der wir selbst vorkommen und mitspielen. — Also nichts von dem Könige Daphnoch und der Königin Liris und der Prinzessin Mytilis und dem bunten Vogel! Aber von mir, von mir will ich reden, wenn Euch anders damit gedient ist, Ihr leichtsinnigen Leute!"

„Warum leichtsinnig?" — fragte Reinhold. — „Darum," — sprach Meister Gelionati auf deutsch weiter, „weil Ihr mich betrachtet wie einen, der nur eben darum da ist, Euch zuweilen Märchen zu erzählen, die bloß ihrer Possierlichkeit halber possierlich klingen und Euch die Zeit, die Ihr daran wenden wollt, vertreiben. Aber, ich sage Euch, als mich der Dichter erfand, hatte er ganz was anders mit mir im Sinn, und wenn er es mit ansehen sollte, wie Ihr mich manchmal so gleichgültig behandelt, könnte er gar glauben,

ich sey ihm aus der Art geschlagen. — Nun genug, Ihr erzeigt mir alle nicht die Ehrfurcht und Achtung, die ich verdiene meiner tiefen Kenntnisse halber. So z. B. sey Ihr der schönsten Meinung, daß, was die Wissenschaft der Medizin betrifft, ich, ohne alles gründliche Studium, Hausmittel als Arcana verkaufe und alle Krankheiten mit denselben Mitteln heilen wolle. Doch nun ist die Zeit gekommen, Euch eines Bessern zu belehren. Weit, weit her, aus einem Lande so fern, daß Peter Schlemihl, trotz seinen Siebenmeilenstiefeln ein ganzes Jahr laufen müßte, um es zu erreichen, ist ein junger sehr ausgezeichnete Mann hieher gereiset, um sich meiner hülfreichen Kunst zu bedienen, da er an einer Krankheit leidet, die wohl die seltsamste und zugleich gefährlichste genannt werden darf, die es giebt, und deren Heilung nun wirklich auf einem Arcanum beruht, dessen Besitz magische Weihe voraussetzt. Der junge Mann leidet nehmlich an dem chronischen Dualismus.“

„Wie? was sagt Ihr, Meister Gelionati, chronischen Dualismus? — Ist das erhört?“ — riefen alle durch einander lachend.

„Ich merke wohl,“ sprach Reinhold, „daß Ihr uns wieder etwas Tolles, Abentheuerliches aufstischen wollt, und nachher bleibt Ihr nicht mehr bei der Stange.“

„Ei, mein Sohn Reinhold, Du gerade solltest mir solchen Vorwurf nicht machen,“ erwiderte der Charlatan; „denn eben Dir habe ich immer wider die Stange gehalten, und da Du, wie ich glaube, die Geschichte von dem Könige Dphioch richtig verstanden und auch wohl selbst in den hellen Wasserpiegel der Urdarquelle geschaut hast, so — Doch ehe ich weiter spreche über die Krankheit, so erfahrt, Ihr Herren, daß der Kranke, dessen Kur ich unternommen, eben jener junge Mann ist, der zum Fenster hinausschaut und den Ihr für den Schauspieler Giglio Jova gehalten.“

Alle schauten neugierig hin nach dem Fremden und kamen darin überein, daß in den übrigen geistreichen Zügen seines Antlitzes doch etwas Ungewisses, Verworfenes liege, das auf eine gefährliche Krankheit schließen lasse, welche am Ende in einem verdeckten Wahnsinn bestiehe. „Ich glaube,“ sprach Reinhold, „daß Ihr, Meister Gelionati, mit Euerm chronischen Dualismus nichts anders meint, als jene seltsame Narrheit, in der das eigene Ich sich mit sich selbst entzweit, worüber denn die eigne Persönlichkeit sich nicht mehr festhalten kann.“

„Nicht übel, mein Sohn! aber dennoch fehlgeschossen,“ erwiderte der Charlatan. „Soll ich Euch aber über die seltsame Krankheit meines Patienten Rechenschaft geben, so fürchte ich beinahe, daß es mir nicht gelingen wird, Euch darüber klar und deutlich zu belehren, vorzüglich da Ihr keine Ärzte seyd, ich mich also jedes Kunstausdrucks enthalten muß. — Nun! — ich will es darauf ankommen lassen wie es wird, und Euch zuvörderst bemerklich machen, daß der Dichter, der uns erfand und dem wir, wollen wir wirklich existiren, dienstbar bleiben müssen, uns durchaus für unser Seyn und Treiben keine bestimmte Zeit vorgeschrieben hat. Sehr angenehm ist es mir daher, daß ich, ohne einen Anachronismus zu begehen, voraussehen darf daß Ihr aus den Schriften eines gewissen deutschen, sehr geistreichen Schriftstellers\* Kunde erhalten habt von dem doppelten Kronprinzen. Eine Prinzessin befand sich (um wieder mit einem dito geistreichen deutschen Schriftsteller\* zu reden) in andern Umständen, als das Land, nehmlich in gesegneten. Das Volk hartete und hoffte auf einen Prinzen; die Prinzessin übertraf aber diese Hoffnung

gerade um das Doppelte, indem sie zwei allerliebste Prinzelein gebar, die, Zwillinge, doch ein Einling zu nennen waren, da sie mit den Sitzheilen zusammenge wachsen. Unerachtet nun der Hofpoet behauptete, die Natur habe in einem menschlichen Körper nicht Raum genug gefunden für all die Tugenden, die der künftige Thronerbe in sich tragen solle, unerachtet die Minister den über den Doppelsegen etwas betretenen Fürsten damit trösteten, daß vier Hände doch Scepter und Schwert kräftiger handhaben würden, als zwei, so wie überhaupt die ganze Regierungsonate à quatre mains völler und junger Tugenden klingen würde — ja! — alles dessen unerachtet, fanden sich doch Umstände genug, die manches gerechte Bedenken veranlaßten. Fürs erste erregte schon die große Schwierigkeit, ein praktikables und zugleich zierliches Modell zu einem gewissen Stüchchen zu erfinden, die gegründete Besorgnis, wie es künftighin mit der schicklichen Form des Throns aussehcn würde; eben so vermochte eine aus Philosophen und Schneidern zusammengesetzte Commission nur nach dreihundert und fünf und sechzig Sitzungen die bequemste und dabei annehmlichste Form der Doppelhosen herauszubringen; was aber das Schlimmste schien, war die gänzliche Verschiedenheit des Sinns, die sich in Beiden immer mehr und mehr offenbarte. War der eine Prinz traurig, so war der andere lustig; wollte der eine sitzen, so wollte der andere laufen, genug — nie stimmten ihre Meinungen überein. Und dabei konnte man durchaus nicht behaupten, der eine sey dieser, der andere jener bestimmten Gemüthsart; denn in dem Widerspiel eines ewigen Wechselns schien eine Natur hinüberzugehen in die andere, welches wohl daher kommen mußte, daß sich, nächst dem körperlichen Zusammenwachsen, auch ein geistiges Offenbarte, das eben den größten Zwiepsalt verursachte. — Sie dachten nehmlich in die Quere, so daß keiner jemals recht wußte, ob er das, was er gedacht, auch wirklich selbst gedacht, oder sein Zwilling; und heißt das nicht Confusion, so giebt es keine. Nehmt Ihr nun an, daß einem Menschen solch ein in die Quere denkender Doppelpol im Leibe sitzt, als materia peccans, so habt Ihr die Krankheit heraus, von der ich rede und deren Wirkung sich vornehmlich dahin äußert, daß der Kranke aus sich selber nicht klug wird.“

Indessen hatte sich der junge Mensch unvermerkt der Gesellschaft genähert, und da nun alle schweigend den Charlatan anblickten, als erwarteten sie, daß er fortfahren werde, begann er, nachdem er sich höflich verbeugte: „Ich weiß nicht, meine Herren, ob es Euch recht ist, wenn ich mich in Eure Gesellschaft mische. Man hat mich wohl sonst überall gern, wenn ich ganz gesund bin und munter; aber gewis hat Euch Meister Gelionati so viel Wunderliches von meiner Krankheit erzählt, daß Ihr nicht wünschten werdet, von mir selbst belästigt zu werden.“

Reinhold versicherte im Namen Aller, daß der neue Gast ihnen willkommen, und der junge Mensch nahm Platz in dem Kreise.

Der Charlatan entfernte sich, nachdem er dem jungen Menschen nochmals eingeschärft hatte, doch ja die vorgeschriebene Diät zu halten.

Es geschah, wie immer es zu geschehen pflegt, daß man sofort über den, der das Zimmer verlassen, zu sprechen begann, und vorzüglich den jungen Menschen über seinen abentheuerlichen Arzt befragte. Der junge Mensch versicherte, daß Meister Gelionati sehr schöne Schulkenntnisse erworben, auch in Halle und Jena mit Aussehen Collegia gehört, so daß man ihm vollkommen vertrauen könne. Auch sonst sey es, seiner Meinung nach, ein ganz hübscher leidlicher Mann, der nur den einzigen, freilich sehr großen, Fehler habe, oftmals zu sehr ins

\* Lichtenberg.

\* Jean Paul.

Wagnisse zu fallen, welches ihm denn wirklich schade. Ich habe Meister Gelsonati auch von der Krankheit, die er zu heilen unternommen, sehr abentheuerlich geglaubt. Reinhold erklärte, wie, nach des Charlatans Aussage, ihm, dem jungen Menschen, ein doppelter Krampfung im Leibe siße.

„Sagt Ihr es wohl, Ihr Herren?“ sprach nun der junge Mensch anmuthig lächelnd, „das ist nun wieder eine pure Allegorie, und doch kennt Meister Gelsonati meine Krankheit sehr genau, und doch weiß er, daß ich nur an einem Augenübel leide, welches ich mir durch zu häufiges Brillentragen zugezogen. Es muß sich etwas in meinem Augenspiegel verrückt haben; denn ich sehe sehr meistens alles verkehrt; und so kommt es, daß mir die rensthaftesten Dinge oft ganz ungemein spaßhaft, und umgekehrt die spaßhaftesten Dinge oft ganz ungemein ernsthaft vorkommen. Das aber erregt mir oft unheimliche Angst und solchen Schwindel, daß ich mich kaum aufrecht halten kann. Hauptsächlich, meint Meister Gelsonati, komme es zu meiner Genesung darauf an, daß ich mir häufige starke Bewegung mache; aber Du lieber Himmel, wie soll ich das anfangen?“

„Nun,“ rief einer, da Ihr, bester Signor, wie ich Ihr, ganz gesund auf den Beinen seyd, so weiß ich doch — In dem Augenblick trat eine dem geneigten Leser schon bekannt gewordene Person herein, der berühmte Schneidermeister Bescafi.

„Escapigang auf den jungen Menschen los, verbeugte sich sehr tief und begann: „Mein gnädigster Prinz!“ — „Gnädigster Prinz?“ riefen alle durch einander und wählten den jungen Menschen mit Erlaunen an. Der aber sprach mit ruhiger Miene: „Mein Geheimniß hat wider meinen Willen der Zufall verrathen. Ja, meine Herren! ich bin wirklich ein Prinz und noch dazu ein angeltlicher, da ich vergebens nach dem herrlichen mächtigen Reich trachte, das mein Erbtheil. Sagt ich daher zuvor, daß es nicht möglich sey, mir die gehörige Bewegung zu machen, so kommt es daher, weil es mir gänzlich an Raum, mithin an Raum dazu mangelt. Eben daher, weil ich in solch kleinem Behältniß eingeschlossen, verwirren sich auch die vielen Figuren und schießen und kopfsteigen durcheinander, so daß ich zu keiner Deutlichkeit gelange, welches ein sehr übles Ding ist, da ich meiner innersten eigentlichsten Natur nach, nur im Klaren existiren kann. Durch die Bemühungen meines Arztes, so wie dieses würdigsten aller würdigen Ministers, gluckte ich aber, mittelst eines erfreulichen Bündnisses mit der schönsten der Prinzessinnen wieder gesund, groß und mächtig zu werden, wie ich es eigentlich seyn sollte. Hauptsächlich lade ich Euch, meine Herren ein, mich in meinen Staaten, in meiner Hauptstadt zu besuchen. Ihr werdet finden, daß Ihr dort ganz eigentlich zu Hause gehöret, und mich nicht verlassen wollen, weil Ihr nur bei mir ein wahres Künstlerleben zu führen vermöget. Wacht nicht, beste Herren, daß ich den Mund zu voll nehme, daß ich ein eitter Prahlhans bin! Laßt mich nur erst wieder ein gesunder Prinz seyn, der seine Leute brant, sollten sie sich auch auf den Kopf stellen, so werdet Ihr es erfahren, wie gut ich es mit Euch allen meine. Ich halte Wort, so wahr ich der assyrische Prinz Cornelio Schiappari bin! — Namen und Vaterland will ich Euch vor der Hand verschweigen, Ihr erfahrt beides zur rechten Zeit. — Nun muß ich mich mit diesem vorerwähnten Minister über einige wichtige Staatsangelegenheiten beraten, dann aber bei der Nothwendigkeit und durch den Hof wandeln nachsehen, ob den Ministern einige gute Wischwörter entkeimt sind.“ — Damit faßte der junge Mensch den Schneidermeister unter den Arm, und beide zogen ab.

„Was sagt Ihr, Leute, zu dem allen?“ sprach

Reinhold. „Mich will es bedünken, als hege das bunte Maskenspiel eines tollen märchenhaften Spases allerlei Gestalten in immer schnelleren und schnelleren Kreisen dermaßen durcheinander, daß man sie gar nicht mehr zu erkennen, gar nicht mehr zu unterscheiden vermag. Doch laßt uns Masken nehmen und nach dem Corso gehen! Ich ahne, daß der tolle Capitan Pantalón, der gestern den wüthenden Zweikampf bestand, sich heute wieder sehen lassen und allerlei Abentheuerliches beginnen wird.“

Reinhold hatte Recht. Der Capitan Pantalón schritt sehr gravitatisch, wie noch in der glänzenden Glorie seines gestrigen Sieges, den Corso auf und nieder, ohne aber irgend Tolles zu beginnen, wie sonst, wiewohl eben seine gränzenlose Gravität ihm beinahe noch ein komischeres Ansehen gab, als er es sonst behauptete. — Der geneigte Leser errieth es schon früher, weiß es aber jetzt mit Bestimmtheit, wer unter dieser Maske steckt. Niemand anders nehmlich, als der Prinz Cornelio Schiappari, der glückselige Bräutigam der Prinzessin Brambilla. — Und die Prinzessin Brambilla, ja sie selbst mußte wohl die schöne Dame seyn, die die Wachsmaske vor dem Gesicht, in reichen prächtigen Kleidern majestätisch in dem Corso wandelte. Die Dame schien es abgesehen zu haben auf den Capitan Pantalón; denn geschickt wußte sie ihn einzukreisen, so daß es schien, er könne ihr nicht ausweichen, und doch wand er sich heraus und setzte seinen gravitatischen Spaziergang fort, Endlich aber, als er eben im Begriff stand, mit einem raschen Schritt vorzuschreiten, faßte ihn die Dame beim Arme, und sprach mit süßer lieblicher Stimme: „Ja, Ihr seyd es, mein Prinz! Euer Gang und die Eures Standes würdige Kleidung (nie trugt Ihr eine schönere) haben Euch verrathen! — O sagt, warum fliehet Ihr mich? — Erkennet Ihr nicht Euer Leben, Euer Hoffen in mir?“ — „Ich weiß in der That nicht recht, wer Ihr seyd, schöne Dame,“ sprach der Capitan Pantalón, „oder vielmehr, ich wage es nicht zu errathen, da ich oft schnöder Täuschung erlegen. Prinzessinnen verwandelten sich vor meinen Augen in Putzmacherinnen, Comödianten in Pappenbeckfiguren, und dennoch habe ich beschloßen, länger keine Illusion und Fantasterei zu ertragen, sondern beide schonungslos zu vernichten, wo ich sie treffe.“

„So macht mit Euch selbst den Anfang!“ rief die Dame erzürnt. „Denn Ihr selbst, mein werther Signor, seyd weiter gar nichts, als eine Illusion! — Doch nein, geliebter Cornelio,“ fuhr die Dame sanft und zärtlich fort, „Du weißt, welch' eine Prinzessin Dich liebt, wie sie aus dem fernem Lande hergezogen ist, Dich aufzu suchen, Dein zu seyn! — Und hast Du denn nicht geschworen, mein Ritter zu bleiben? — Sprich, Geliebter!“

Die Dame hatte aufs Neue Pantalóns Arm gefaßt; der hielt ihr aber seinen spitzen Hut entgegen, zog sein breites Schwert an und sprach: „Seht her! — herab ist das Zeichen meiner Ritterschaft, herunter sind die Hahnsfedern von meinem offenen Helm; ich habe den Damen meinen Dienst aufgekündigt; denn sie lohnen alle mit Undank und Untreue!“ — „Was spricht Ihr,“ rief die Dame zürnend, „seyd Ihr wahnsinnig?“ — „Reuchtet mich nur an mit dem funkelnden Demant da auf Eurer Stirne!“ sprach der Capitan Pantalón weiter. „Weht mir nur entgegen mit der Feder, die Ihr dem bunten Vogel ausgerupft. — Ich widerstehe jedem Zauber und weiß es und bleibe dabei, daß der alte Mann in der Zobelmüge Recht hat, daß mein Minister ein Esel ist, und daß die Prinzessin Brambilla einem miserablen Schauspieler nachläuft.“ — „Doho!“ rief nun die Dame noch zorniger als vorher, „wagt Ihr es aus diesem Ton mit mir zu sprechen, so will ich Euch nur sa-

gen, daß, wenn Ihr ein trauriger Prinz seyn wollt, mir jener Schauspieler, den Ihr erbärmlich nennt, und den ich mir, ist er auch zur Zeit auseinandergenommen, immer wieder zusammennähen lassen kann, noch immer viel werther erscheint, als Ihr. Geht doch fein zu Eurer Pugmacherin, zu der kleinen Giacinta Soardi, der Ihr ja sonst, wie ich höre, auch nachgelaufen seyd, und erhebt sie auf Euren Thron, den irgendwo hinzustellen es Euch doch gänzlich an einem Stückchen Land mangelt! — Gott befohlen für jetzt!"

Damit ging die Dame raschen Schrittes von dannen, indem der Capitan Pantalón ihr mit kreischendem Ton nachrief: „Stolze — Ungetreue! so beiohnt Du meine innige Liebe? — Doch ich weiß mich zu trösten!"

#### Achtes Kapitel.

Wie der Prinz Cornelio Chiappari sich nicht trösten konnte, der Prinzessin Brambilla Sammpantoffel küßte, beide dann aber eingesperrt wurden in Fiert, Neue Wunder des Palastes Pistoja. Wie zwei Sauterren auf Straußen durch den Weiser ritten und Ploß nahmen in der Kotschlange. Die Königin Mytilis. Wie besamte Leute wieder auftraten und das Copriccio, Prinzessin Brambilla genannt, ein frohliches Ende erhielt.

Es schien indessen, als wenn Freund Capitan Pantalón, oder vielmehr der asyrische Prinz Cornelio Chiappari, (denn der geneigte Leser weiß doch nun einmal, daß in der tollen fragenhaften Maske eben niemand anders steckte, als diese verehrte fürstliche Person) ja! — es schien, als ob er sich ganz und gar nicht zu trösten gewußt hätte. Denn anderen Tages klagte er laut auf dem Corso, daß er die schönste der Prinzessinnen verloren, und daß er, fände er sie gar nicht wieder, sich in heller Verzweiflung sein hölzernes Schwert durch den Leib rennen wolle. Da aber bei diesem Weh sein Gebehrdenpiel das possierlichste war, das man sehen konnte, so fehlte es nicht, daß er sich bald von Masken aller Art umringt sah, die ihre Lust an ihm hatten. „Wo ist sie geblieben? meine holde Braut, mein süßes Leben!" rief er mit kläglichem Stimm. — „Habe ich darum mir meinen schönsten Backzahn ausreißen lassen vom Meister Gelionati? bin ich deshalb mir selbst nachgelaufen aus einem Winkel in den andern, um mich aufzufinden? ja! — habe ich darum mich wirklich aufgefunden, um ohne alles Besigthum an Liebe und Lust und gehöriger Länderei ein armseliges Leben hinzuschmachten? Leute! — weiß einer von Euch, wo die Prinzessin steckt, so öffne er das Maul und sag' es mir und lasse mich nicht hier so lamentiren unnützer Weise, oder laufe hin zu der Schönsten und verkünde Ihr, daß der treueste aller Ritter, der schmuckste aller Bräutigame hier vor lauter Sehnsucht, vor inbrünstigem Verlangen, hinlänglich wüthe, und daß in den Klammern seines Liebesgrimms ganz Rom, ein zweites Troja, aufgehen könnte, wenn sie nicht alsbald komme und mit den feuchten Mondesstrahlen ihrer holdseligen Augen die Gluth löschet!" — Das Volk schlug ein unmäßiges Gelächter auf, aber eine gellende Stimme rief dazwischen: „Verrückter Prinz, meint Ihr, daß Euch die Prinzessin Brambilla entgegen kommen soll? — Habt Ihr den Palast Pistoja vergessen?" „Ho, ho," erwiderte der Prinz, „schweigt, vorwitziger Selbstschnebel! Seyd froh, daß Ihr dem Käfig entronnen! — Leute, schaut mich an und sagt, ob nicht ich der eigentliche bunte Vogel bin, der in Filetnezen gefangen werden soll?" Das Volk erhob abermals ein unmäßiges Gelächter; doch in demselben Augenblick stürzte der Capitan Pantalón wie ganz außer sich nieder auf die Knie; denn vor ihm stand sie selbst, die Schönste, in voller

Pracht aller Holdseligkeit und Anmuth, und in denselben Kleidern, wie sie sich zum erstenmal auf dem Corso hatte blicken lassen, nur daß sie statt des Hütchens ein herrlich funkelndes Diadem auf der Stirne trug, aus dem bunte Federn emporstiegen. „Dein bin ich nun ganz und gar," rief der Prinz im höchsten Entzücken. „Sieh diese Federn auf meiner Sturmhaube! sie sind die weiße Fahnen, die ich aufgesteckt, das Zeichen, daß ich mich Dir, Du himmlisches Wesen, ergebe, rücksichtslos auf Gnad' und Ungnade!" „So mußst' es kommen," erwiderte die Prinzessin; „unterwerfen mußt'est Du Dich mir, der reichen Herrscherin, denn sonst fehlte es Dir ja an der eigentlichen Heimath und Du bliebst ein misrathlicher Prinz. Doch schwöre mir jetzt ewige Treue, bei diesem Symbol meiner unumschränkten Regentenschaft!"

Damit zog die Prinzessin einen kleinen zierlichen Sammpantoffel hervor und reichte ihn dem Prinzen hin, der ihn, nachdem er feierlich der Prinzessin ewige unwandelbare Treue geschworen, so wahr er zu existiren gedenke, dreimal küßte. So wie dieß geschehen, erscholl ein lautes, durchdringendes: „Brambure bil bal — Mlamonsa fikiburwa son-ton!" — Das Paar war umringt von jenen, in reiche Talare verhüllten Damen, die, wie der geneigte Leser sich erinnern wird, im ersten Kapitel eingezogen in den Palast Pistoja, und hinter denen die zwölf reich gekleideten Mohren standen, welche aber, statt der langen Spieße, hohe wunderbar glänzende Pfauenfedern in den Händen hielten, die sie in den Hüften hin- und herschwangen. Die Damen warfen aber Fletschleier über das Paar, die immer dichter und dichter es zuletzt verhüllten in tiefe Nacht.

Als nun aber unter lautem Klang von Hörnern, Zimbeln und kleinen Pauken die Nebel des Filet's hinaufstiegen, befand sich das Paar in dem Palast Pistoja und zwar in demselben Saal, in den vor wenigen Tagen der vorwichtige Schauspieler Giglio Fava einbrang.

Aber herrlicher, viel herrlicher sah es jetzt in diesem Saal aus, als damals. Denn statt der einzigen Ampel, die den Saal erleuchtete, hingen jetzt wohl hundert rings umher, so daß alles ganz und gar in Feuer zu stehen schien. Die Marmorsäulen, welche die hohe Kuppel trugen, waren mit üppigen Blumenkränzen umwunden; das seltsame Laubwerk der Decke, man mußte nicht, waren es bald buntgefiederte Vögel, bald anmuthige Kinder, bald wunderbare Thiergestalten, die darin verschnitten, schienen sich lebendig zu regen, und aus den Falten der goldenen Drapperie des Thronhimmels leuchteten bald hier, bald dort freundlich lachende Antlitz holder Jungfrauen hervor. Die Damen standen, wie damals, aber noch prächtiger gekleidet, im Kreise rings umher, machten aber nicht Filet, sondern streuten bald aus goldenen Vasen herrliche Blumen in den Saal, bald schwebten sie Rauchfässer, aus denen ein köstlicher Geruch empordampfte. Auf dem Throne standen aber in köstlicher Umarmung der Zauberer Ruffiamonte und der Fürst Bastianello di Pistoja. Daß dieser kein anderer war, als eben der Marktschreiber Gelionati, darf kaum gesagt werden. Hinter dem fürstlichen Paar, das heißt, hinter dem Prinzen Cornelio Chiappari und der Prinzessin Brambilla, stand ein kleiner Mann in einem sehr bunten Talar und hielt ein saubres Eisenbeinkästchen in den Händen, dessen Deckel offen stand und in dem nichts weiter befindlich, als eine kleine funkelnde Nähnadel, die er mit sehr heiterem Lächeln unverwandt anstarrte.

Der Zauberer Ruffiamonte und der Fürst Bastianello di Pistoja ließen endlich ab von der Umarmung und drückten sich nur noch was wenigens die Hände. Dann aber rief der Fürst mit starker Stimme den Streifen zu: „Heda, Ihr guten Leute! bringt doch einmal das große Buch herbei, damit mein Freund hier, der ehrliche

Prinzessin, sein ablese, was noch zu lesen übrig!" —  
Die Strauße hüpfen mit den Flügeln schlagend von dannen,  
und brachten das große Buch, das sie einem knien-  
den Mähren auf den Rücken legten und dann aufschlugen.  
Der Magus, der unerachtet seines langen weißen  
Barts engemein hübsch und jugendlich ausah, trat hi-  
zu, räusperte sich und las folgende Verse:

Wald! — Land, des heit'rer Sonnenhimmel  
Der Erde Luft in reicher Blüth entzündet!  
O schönes Rom, wo lustiges Getümmel,

Zur Maskenzeit, den Ernst vom Ernst entbindet!  
Es gankeln froh der Fantasie Gestalten  
Auf bunter Bühne klein zum Si geründet;

Daß die Welt, anmut'gen Spuk's Walten.  
Der Genius mag aus dem Ich gebären  
Das Nicht-Ich, mag die eigne Brust zerspalten,

Der Schmerz des Seyn's in hohe Luft verkehren.  
Das Land, die Stadt, die Welt, das Ich — gefunden  
Ist alles nun. In reiner Himmelsklarheit

Stimmt das Paar sich selbst, nur treu verbunden  
Küßrahet ihm des Lebens tiefe Wahrheit.  
Nicht mehr mit bleicher Unlust matterm Tadel

Behütet den Sinn die überweisse Narrheit;  
Erklossen hat das Reich die Wunderadel  
Des Meisters. Tolles zauberisches Necken,

Dem Genius giebt's hohen Herrscheradel,  
Und darf zum Leben aus dem Traum ihn wecken.  
Horch! schon beginnt der Löwe süßes Wogen,

Verstummt ist Alles, ihnen zuzulauschen;  
Schimmernd Nur erglänzt am Himmelsbogen  
Und ferne Quellen, Wälder, flüstern, rauschen.

Oh! auf Du Zauberland voll tausend Sonnen,  
Oh! auf der Sehnsucht, Sehnsucht auszutauschen,  
Wenn sie sich selbst erschaut im Liebesbrunnen!

Das Wasser schwillt — Fort! stürzt Euch in die Fluthen!  
Kämpft an mit Macht! Bald ist der Strand gewonnen,  
Und hoch Entzücken strahlt in Feuergluthen!

Der Magus klappte das Buch zu, aber in dem Au-  
genblick stieg ein feuriger Dunst aus dem silbernen  
Trichter, den er auf dem Kopfe trug, und erfüllte den  
Saal mehr und mehr. Und unter harmonischem Glo-  
ckentönen, Harfen- und Posaunenklang, begann sich  
Alles zu regen und wogte durcheinander. Die Kuppel  
stieg auf und wurde zum heitern Himmelsbogen, die  
Säulen wurden zu hohen Palmbäumen, der Goldstoff fiel  
nieder und wurde zum bunten gleißenden Blumengrund,  
und der große Krystallspiegel zerfloß in einen hellen  
beräuchernden See. Der feurige Dunst, der aus dem Tri-  
chter des Magus gestiegen, hatte sich nun auch ganz ver-  
zogen, und fühlte balsamische Lüfte wehten durch den  
wunderschönen Zauber Garten voll der herrlichsten anmu-  
thigsten Büsche und Bäume und Blumen. Stärker  
hörte die Musik, es ging ein frohes Jauchzen auf, tau-  
send Stimmen sangen:

Heil! hebes Heil dem schönen Urdarlande!  
Bereinigt, spiegelhell erglänzt sein Bronnen,  
Bereiften sind des Dämons Kettenbände!

Pöblich verstummte alles, Musik, Jauchzen, Ge-  
sang; in tiefem Schweigen schwangen der Magus Ruf-  
famente und der Fürst Bastianello di Vistofa sich auf  
die beiden Strauße, und schwammen nach der Lotosblu-

me, die wie eine leuchtende Insel aus der Mitte des  
Sees emporragte. Sie stiegen in den Kelch dieser Loto-  
sblume, und diejenigen von den um den See versam-  
melten Leuten, welche ein gutes Auge hatten, bemerkten  
ganz deutlich, daß die Zauberer aus einem Kästchen  
eine sehr kleine, aber auch sehr artige Porzellanpuppe  
hervornahmen und mitten in den Kelch der Blume  
schoben.

Es begab sich, daß das Liebespaar, nehmlich der Prinz  
Cornelio Chiapperi und die Prinzessin Brambilla, aus  
der Betäubung erwachten, in die sie versunken, und  
unwillkürlich in den klaren spiegelhellen See schauten,  
an dessen Ufer sie sich befanden. Doch wie sie sich in dem  
See erblickten, da erkannten sie sich erst, schauten  
einander an, brachen in ein Lachen aus, das aber nach  
seiner wunderbaren Art nur jenem Lachen Königs  
Daphnoch's und der Königin Liris zu vergleichen war,  
und fielen dann im höchsten Entzücken einander in die  
Arme.

Und so wie das Paar lachte, da, o des herrlichen  
Wunders! stieg aus dem Kelch der Lotosblume ein gött-  
lich Frauenbild empor und wurde höher und höher, bis  
das Haupt in das Himmelblau ragte, während man ge-  
wahrte, wie die Füße in der tiefsten Tiefe des Sees  
festwurzelten. In der funkelnnden Krone auf ihrem  
Haupt saßen der Magus und der Fürst, schauten hinab  
auf das Volk, das ganz ausgelassen, ganz trunken vor  
Entzücken jauchzte und schrie: „Es lebe unsere hohe  
Königin Mytilis!“ während die Musik des Zaubergar-  
tens in vollen Akkorden ertönte.

Und wiederum sangen tausend Stimmen:

Ja aus der Tiefe steigen sel'ge Wonnen  
Und fliegen leuchtend in die Himmelsräume.  
Erschaut die Königin, die uns gewonnen!

Das Götterhaupt umschweben süße Träume,  
Dem Fußtritt öffnen sich die reichen Schächten.—  
Das wahre Seyn im schönsten Lebenskeime  
Verstanden die, die sich erkannten — lachten! —

Mitternacht war vorüber, das Volk strömte aus den  
Theatern. Da schlug die alte Beatrice das Fenster zu,  
aus dem sie hinausgeschaut, und sprach: „Es ist nun  
Zeit, daß ich alles bereite; denn bald kommt die Herr-  
schaft, und bringt wohl noch gar den guten Signor  
Bescapi mit.“ So wie damals, als Siglio ihr den mit  
Leckerbissen gefüllten Korb hinaustragen mußte, hatte  
die Alte heute alles eingekauft zum leckeren Mahl. Aber  
nicht wie damals durfte sie sich herumquälen in dem en-  
gen Loch, das eine Küche vorstellen sollte, und in dem  
engen armseligen Stübchen des Signor Pasquale. Sie  
hatte vielmehr über einen geräumigen Heerd zu gebieten  
und über eine helle Kammer, so wie die Herrschaft wirk-  
lich in drei bis vier nicht zu großen Zimmern, in denen  
mehrere hübsche Tische, Stühle, und sonstiges ganz lei-  
dliches Geräth befindlich, sich satzbar bewegen konnte.

Indem die Alte nun ein feines Linnen über den Tisch  
breitete, den sie in die Mitte des Zimmers gerückt, sprach  
sie schmunzelnd: „Oh! es ist doch ganz hübsch von  
dem Signor Bescapi, daß er uns nicht allein die artige  
Wohnung eingeräumt, sondern uns auch mit allem  
Nothwendigen so reichlich versorgt hat. Nun ist wohl  
die Armuth auf immer von uns gewichen!“

Die Thüre ging auf, und hinein trat Siglio Fava  
mit seiner Giacinta.

„Laß Dich umarmen, mein süßes, holdes Weib!“  
sprach Siglio, „laß es mich Dir recht aus voller Seele  
sagen, daß erst seit dem Augenblick, da ich mit Dir ver-  
bunden, mich die reinste herrlichste Lust des Lebens be-  
seelt. — Jedesmal, wenn ich Dich Deine Smerabinen

oder andere Rollen, die der wahre Scherz geboren, spielen sehe, oder Dir als Brighella, als Truffadino, oder als ein anderer humoristischer Fantast zur Seite stehe, geht mir im Innern eine ganze Welt der köstlichsten sinnigsten Ironie auf und besenert mein Spiel. — Doch sage mir, mein Leben, welch' ein ganz besonderer Geist war heute über Dich gekommen? — Nie hast Du so recht aus dem Innersten heraus Witze des anmuthigsten weiblichen Humors geschleudert; nie warst Du in der köstlichsten, fantastischen Laune so über alle Maassen lebenswürdig."

„Dasselbe möcht' ich von Dir sagen, mein geliebter Giglio!" erwiderte Giacinta, indem sie einen leichten Kuß auf Giglio's Lippen drückte, „auch Du warst heute herrlicher als je, und hast vielleicht selbst nicht bemerkt, daß wir unsere Hauptscene unter dem anhaltenden gemüthlichen Lachen der Zuschauer über eine halbe Stunde fort improvisirten. — Aber denkst Du denn nicht daran, welch' ein Tag heute ist? Ahnest Du nicht, in welchen verhängnißvollen Stunden die besondere Begeisterung uns erfaßte? Erinnerst Du Dich nicht, daß es heute gerade ein Jahr her ist, da wir in den herrlichen hellen Urbarsee schauten und uns erkannten?"

„Giacinta, was sprichst Du?" — rief Giglio in freudigem Erstaunen, „es liegt wie ein schöner Traum hinter mir, das Urbarland — der Urbarsee! — Aber nein! — es war kein Traum — wir haben uns erkannt! — O meine theuerste Prinzessin!"

„O, mein theuerster Prinz!" — erwiderte Giacinta. Und nun umarmten sie sich aufs Neue und lachten laut auf und riesen durch einander! „dort liegt Persien — dort Indien — aber hier Bergamo — hier Frascati — unsere Reiche gränzen — nein nein, es ist ein und dasselbe Reich, in dem wir herrschen, ein mächtiges Fürstenpaar, es ist das schöne herrliche Urbarland selbst. — Ha, welche Lust!"

Und nun jauchzten sie im Zimmer umher und fielen sich wieder in die Arme und küßten sich und lachten. —

„Sind sie nicht wie die ausgelassenen Kinder!" — brummte die alte Beatrice dazwischen, „ein ganzes Jahr schon verheirathet und liebeln noch und schnäbeln sich und springen umher und — o Heiland! werfen mir hier beinahe die Gläser vom Tische! — Ho ho — Signor Giglio, fahrt mir nicht mit Euerm Mantelzipfel hier in's Nagout — Signora Giacinta, habt Erbarmen mit dem Porzellan und laßt es leben!"

Aber die Beiden achteten nicht auf die Alte, sondern trieben ihr Wesen fort. Giacinta faßte den Giglio endlich bei den Armen, schaute ihm in die Augen und sprach: „Aber sage mir, lieber Giglio, Du hast ihn doch erkannt, den kleinen Mann hinter uns, im bunten Talar mit der elfenbeinernen Schachtel?" — „Warum denn nicht, meine liebe Giacinta?" erwiderte Giglio, „es war ja der gute Signor Bescapi mit seiner schöpferischen Nadel, unser jetziger treuer Impresario, der uns zuerst in der Gestalt, wie sie durch unser innerstes Wesen bedingt ist, auf die Bühne brachte. Und wer hätte denken sollen, daß dieser alte wahnsinnige Charlatan!"

„Ja dieser alte Gelsonati in seinem zerrissenen Mantel und durchlöcherter Hute!" — fiel Giacinta dem Giglio in die Rede.

„Daß dieses wirklich der alte fabelhafte Fürst Bastianello di Pistoja gewesen seyn sollte?" — So sprach der stattlich glänzend gekleidete Mann, der in das Zimmer getreten.

„Ach, gnädigster Herr, seyd Ihr es selbst?" — rief Giacinta, indem ihr die Augen vor Freude leuchteten, „wie glücklich sind wir, ich und mein Giglio, daß Ihr uns aufsucht in unserer kleinen Wohnung! Verschmäht es nicht, mit uns ein kleines Mahl einzunehmen, und

dann könnet Ihr uns sein erklären, was es denn eigentlich für eine Bewandniß hat mit der Königin Myphilia, dem Urbarlande und Euerm Freunde, dem Zauberer Hermob, oder Ruffiamonte; ich werde aus dem allem noch nicht recht klug."

„Es bedarf, mein holdes süßes Kind," sprach der Fürst von Pistoja mit mildem Lächeln, „keiner weitern Erklärung; es genügt, daß Du aus Dir selber klug geworden bist, und auch jenen ködten Patron, dem es ziemlich, Dein Gemahl zu seyn, klug gemacht hast. — Sieh, ich könnte, meines Marktschreierthums eingedenk, mit allerlei geheimnißvollen und zugleich prahlerisch klingenden Worten um mich werfen; ich könnte sagen, Du seyst die Fantasie, deren Flügel erst der Humor bedarfe um sich emporzuschwingen, aber ohne den Körper des Humors wärest Du nichts als Flügel und verschwebst, ein Spiel der Winde, in den Lüften. Aber ich will es nicht thun, und zwar auch schon aus dem Grunde nicht, weil ich zu sehr in's Allegorische, mithin in einen Fehler fallen würde, den schon der Prinz Gornelio Chiappari auf dem Caffè greco mit Recht an dem alten Gelsonati gerügt hat. Ich will bloß sagen, daß es wirklich einen bösen Dämon giebt, der Jodeln und schwaunige Schlaftröcke trägt, und, sich für den großen Magus Hermob ausgehend, nicht allein gute Leute gewöhnlichen Schlags, sondern auch Königinnen, wie Myphilia, zu verheren im Stande ist. Sehr boshaft war es, daß der Dämon die Entzauberung der Prinzessin von einem Wunder abhängig gemacht hatte, das er für unmöglich hielt. In der kleinen Welt, das Theater genannt, sollte nämlich ein Paar gefunden werden, das nicht allein von wahrer Fantasie, von wahrem Humor im Innern besetzt, sondern auch im Stande wäre, diese Stimmung des Gemüths objectiv, wie in einem Spiegel, zu erkennen und sie so in's äußere Leben treten zu lassen, daß sie auf die große Welt, in der jene kleine Welt eingeschlossen, wirkte, wie ein mächtiger Zauber. So sollte, wenn Ihr wollt, wenigstens in gewisser Art das Wunder den Urbarbrunnen vorstellen, in den die Leute guden können. — An Euch, Ihr lieben Kinder, glaubt ich bestimmt jene Entzauberung zu vollbringen, und schied's sogleich meinem Freunde, dem Magus Hermob. Wie er sogleich anlangte, in meinem Palast abfiel, was für Mühe wir uns mit Euch gaben, nun das wißt Ihr, und wenn nicht Meister Gallot in's Mittel getreten wäre und Euch, Giglio herausgenect hätte aus Euerm Heldenjacket!"

„Ja, gnädigster Herr," fiel hier Signor Bescapi dem Fürsten, dem er auf dem Fuße gefolgt, in die Rede, „bunte Heldenjacket. — Gedenkt doch auch bei diesem lieben Paar ein wenig meiner, wie ich auch bei dem ganzen Werk mit gewirkt!"

„Allerdings," erwiderte der Fürst, „und darum weil Ihr auch an und für Euch selbst ein wunderbarer Mann waret, nämlich ein Schneider, der sich in die fantastischen Habite, die er zu verfertigen wußte, auch fantastische Menschen hineinwünschte, bediente ich mich Euerr Hülfe und machte Euch zuletzt zum Impresario des seltenen Theaters, wo Ironie gilt und ächter Humor."

„Ich bin mir immer so vorgekommen," sprach Signor Bescapi, sehr heiter lächelnd, „wie einer, der dafür sorgt, daß nicht gleich alles im Zuschnitt verderben werde, gleichsam wie Form und Styl!"

„Gut gesagt, Meister Bescapi," rief der Fürst von Pistoja.

Während nun der Fürst von Pistoja, Giglio und Bescapi von diesem und jenem sprachen, schmückte in anmüthiger Geschäftigkeit Giacinta Zimmer und Tisch mit Blumen, die die alte Beatrice in der Eil herbeibringen mußten, zündete viele Kerzen an und nöthigte, da nun



hell und festlich ausah, den Fürsten in den Lehn-  
 stuhl, den sie mit reichen Lächern und Teppichen so  
 prächtig ausgestattet hatte, daß er beinahe einem Thron zu ver-  
 gleichen war.

„Jemand, den wir alle sehr zu fürchten haben,“  
 sprach der Fürst, ehe er sich niederließ, „da er gewiß  
 einer strengen Kritik über uns ergehen läßt und uns viel-  
 leicht gar die Existenz bestreitet, könnte vielleicht sagen,  
 daß ich ohne allen weiteren Anlaß mitten in der Nacht  
 wieder gekommen sey bloß feinetthalben, und um ihm  
 noch zu erzählen, was Ihr mit der Entzauberung der  
 Königin Mytilis, die am Ende gar, ganz eigentlich die  
 Prinzessin Brambilla ist, zu schaffen hattet. Der Je-  
 mand hat Unrecht; denn ich sage Euch, daß ich herkam  
 und jedesmal in der verhängnisvollen Stunde Eurer Er-  
 treulich kommen werde, um mich mit Euch an dem  
 Gedanken zu erlaben, daß wir und alle diejenigen als

reich und glücklich zu preisen, denen es gelang, das Le-  
 ben, sich selbst, ihr ganzes Seyn in dem wunderbaren  
 sonnenhellen Spiegel des Urbarsees zu erschauen und zu  
 erkennen.“ —

Hier versiegt plötzlich die Quelle, aus der, o geneig-  
 ter Leser! der Herausgeber dieser Blätter geschöpft hat.  
 Nur eine dunkle Sage gehet, daß sowohl dem Fürsten  
 von Pistoja, als dem Impressario Bescapi, die Macca-  
 roni und der Syrakuser bei dem jungen Ehepaar sehr  
 wohl geschmeckt haben sollen. Es ist auch zu vermuthen,  
 daß an demselben Abende sowohl, als nachher, mit dem  
 beglückten Schauspielerspaar, da es mit der Königin  
 Mytilis und großen Zauberern in mannigfache Berüh-  
 rung gekommen, sich noch manches Wunderbare zuge-  
 tragen haben wird.

Meister Gallot wäre der Einzige, der darüber fernere  
 Auskunft geben könnte.